

Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K — 3 Mk. — 4 Frcs.

Nr. 6.

Juni 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Lebensbilder deutscher Missionäre. P. August Schynse (Fortf.)	161	Kardinal und Bischof in unserem Hause	185
Aus unserer Mission: Ein Brand in der Negerkolonie Gesira bei Kairo	164	Aus dem Marienverein für Afrika: Der Wiener Diöcesan-Ausschuß des Marien-Vereines für Afrika. — Die Pfarrgruppe St. Rochus. — Pfarrgruppe Favoriten Wien X.	188
Die Tierwelt im Sudan.	166		
Ein Neger für die Sache der Neger (Fortf.)	170		
Legende des Morgenlandes. Der hl. Basilus.	173		
Aus dem häuslichen Leben der alten Aegypter	176		
Aus dem Missionsleben: Befehrungen von Negersklaven	178		
Vermischte Nachrichten: Katholisches und protestant. Missionsalmojen. — Statistisches aus den Missionsländern. — Deutsche Bestrebungen im Auslande. — Die Eingeborenen von Suakin	181		
		Abbildungen:	
		Eine Hyänenfalle. — Die Brandstätte in Gesira. — Der hl. Basilus. — Ein junger Sudanese. — Musizierende Beduinen.	

Um Gotteslohn!

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern entbehrliche Bücher, wenn auch älteren Datums, besonders

ascetischen und theologischen Inhaltes.

Missionshaus Mühlau bei Brixen.


Für Ansichtskartensammler!

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensovielen schöne Ansichtskarten von Brixen, Mühlau, Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Ältere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K., der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K., der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

 Behufs Erleichterung in der Versendung ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer höflichst, bei allen Anfragen, Geldsendungen u. s. w. stets die gedruckte Schleifnummer mitzugeben zu wollen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 24. April bis 29. Mai 1901.)

Für das Missionshaus:

J. Kinkl, Temesvár	9.80 K.
Baronin Lydia Hoffmann, Obermais, Meran	20.— K.
Dr. Edler von Schisch, Meran	20.— K.
Exc. Graf und Gräfin Hompesch, Meran	20.— K.
Aus Meran	480.— K.
Frau Glasel, München, für Heidenkind Josef	72.30 K.
Aus München	31.— K.
Aus Deutsch-Südtirol	404.— K.
Aus Borsarlberg	370.— K.
Vom k. Ordinariat Brixen	400.— K.
Aus Borsarlberg	400.— K.
M. Reinte, Münster i. W.	5.18 K.
Ungeannt, Neustift	2.— K.
Agathe Häfeler, Hohenems	4.— K.
B. Kovenda, Leibnitz	3.— K.
A. Banninger, St. Pölten	1.— K.

Aus Herzheim	3.58 K.
A. Bohlig, Göttingen	10.90 K.
Anna Mühl, Winklarn	4.— K.
Josef Haslinger, Linz	1.— K.
Aus Westfalen	712.80 K.

Für heilige Messen:

A. Schulz, Herzheim	1.19 K.
A. Mühl, Winklarn	2.— K.
H. Dörgens, Nürnberg	47.42 K.
Schmitt, Pfarrer, Bayerfeld	93.87 K.
J. Godec, Laibach	100.— K.
M. Günner, Mühlau	4.— K.
Chr. Weiller, Ahrweiler	70.49 K.
Zaruba, Pfarrer, Komornitz	48.20 K.
Mohn, Ahrwitten	58.75 K.
Fröhlich, Ahrweiler	12.92 K.
Baronin Buol, Kaltern	30.— K.

Bücher sendungen giengen ein von: Friedrich Wanjet, Graz; Engl. Institut, Brixen; Wiesenthaler, Brixen.

Sendungen von Wäsche u. s. w. giengen ein von: Fr. Kupelwieser, Wien; Fr. Melanie Goger, Wien; Paramente von Baronin Constance Pillersdorff, Wien.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.



Deutscher Glaubensbote.

Nr. 6.

Juni 1901.

IV. Jahrg.

Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. August Schynse.

(Fortsetzung.)

Am 21. September 1882 landete Schynse in Algier, um daselbst sein Noviziat zu beginnen, aber im Missionshause erwartete ihn eine harte Prüfung. Wie wir bereits erwähnt haben, hatte der Cardinal Lavigerie in seinem Aufnahmschreiben den Wunsch geäußert, Schynse schon am 17. September zu Beginn der gemeinschaftlichen Exercitien im Missionshause zu sehen. Trotz aller Eile aber war es Schynse unmöglich, rechtzeitig einzutreffen; das Entlassungszeugnis aus seiner Diocese kam zu spät und auch das Ordnen seiner Familienangelegenheiten hielt ihn noch einige Zeit in der Heimat zurück. Beim Empfange zeigte sich der Cardinal ob der Verspätung etwas befremdet und erklärte Schynse, daß diese Verspätung ein um ein Jahr längeres Noviziat zur Folge haben werde. Das war für P. Schynse eine harte Probe, die in ihm einen heftigen Seelenkampf erregte. Er erbat sich einen Tag Bedenkzeit und fuhr in sein Hotel zurück. Der Beruf siegte. Am andern Morgen stellte er sich vor und erklärte, bleiben zu wollen. Doch sei hier gleich erwähnt, daß das gebrachte Opfer belohnt und P. Schynse nach einem Jahre zu den Gelübden zugelassen wurde. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit widmete er sich dem Noviziat, in welchem die Missionäre in Hinblick auf ihr späteres Apostolat vorzüglich das innere Leben pflegen. Neben

der ästhetischen Ausbildung, benützte er die freie Zeit dazu, sich in den afrikanischen Verhältnissen, sowie in allen seine späteren Missionen betreffenden Erfordernissen umzusehen und damit vertraut zu machen.

„Die einzige wesentliche Schwierigkeit für ihn war“, schreibt ein Freund P. Schynses, „die Beherrschung des französischen Idioms. Elternhaus, Gymnasium, und sein späteres Leben hatten ihn nicht bis zur Fertigkeit in der französischen Sprache ausgebildet. Zudem war sein ganzes Denken und Fühlen deutsch. Von Jugend auf ein echtes deutsches Reis, hatte er nächst der göttlichen Führung nur durch seinen ausgesprochenen Missionsberuf für Afrika sich für eine damals als ausschließlich französisch bekannte Gesellschaft entschieden. In den ersten Monaten hatte er darum mit großen Sprachschwierigkeiten zu kämpfen. Zur größten Erheiterung seiner Mitnovizen bildete er sich durch eine wahrhaftige Sprachmengerei eine Art Wolapük. Wo es ihm zweckentsprechend erschien, benützte er das Arabische, Hebräische oder Lateinische, welches letztere er durch die französischen Endungen zu französisieren suchte, um dadurch ein Verständnis mit seinen Mitnovizen zu erzielen. Infolge dieser babylonischen Sprachverwirrung wurde er oft die Veranlassung zu den heitersten Scenen, selbst bei den ernstesten Übungen. Bei Gelegenheit seines Namens-tages überreichten ihm infolge dessen seine Mitnovizen

eine Glückwunschartrede, welche in der seinerseits gebildeten Universal-Sprache abgefaßt war. Doch berichtet ein späterer Zögling, daß P. Schynse sehr gut in der französischen Sprache geschrieben habe.“

Im September 1883 legte Schynse die Gelübde ab, aber seine Sehnsucht, in die Missionen gehen zu dürfen, sollte noch nicht in Erfüllung gehen. P. Louail, Provinzial der in Europa befindlichen Häuser der Weißen Väter, hatte sich vom Cardinal Lavignerie den ersten deutschen Mitbruder für Missionszwecke ausgesprochen, und dieser war P. Schynse. So mußte P. Schynse nach Europa zurück, um, wie er in einem Brief bemerkt, die Mission dort bekannt zu machen, Leute für dieselbe zu gewinnen und Geld dafür zu sammeln. Für einen jungen seeleneifrigen Missionär ist eine Sendung nach Europa, sei es auch selbst zur Förderung der Interessen seiner Mission, eines der größten Opfer. P. Schynse brachte es ohne Widerrede. P. Louail berichtet hierüber folgendermaßen: „Seine unbeugsame Willenskraft, verbunden mit einer heroischen Hingabe an seinen Beruf, belebt und erleuchtet durch einen felsenfesten Glauben, trug den Sieg auch in dieser Prüfung davon. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er weggien, ruhig ergeben, voller Energie; und Dank seinem Takte und außergewöhnlichen Begabung gelang es ihm trotz der großen Schwierigkeiten, das Interesse für unser Missionswerk in Oesterreich wachzurufen und es mit bedeutendem Erfolge zu befestigen.“

Sein Standquartier war Lille, wo die Gesellschaft ein Missionshaus besitzt; von dort aus sollte er „seine Excursionen machen“, dort von seiner Arbeit „ausruhen.“ Anfangs October kam er in Lille an, und nach kurzem Aufenthalte daselbst reiste er in Missionsangelegenheiten nach Steyl und Venlo, von dort durch Deutschland, wo er im Vorübergehen seine Heimat besuchte, nach Wien, wo er Ende October ankam. Hier warteten seiner nicht geringe Schwierigkeiten, die er selbst in einem Brief mit seinem gewohnten Humor schildert:

„Wir Menschen werden wunderbar geprüft, wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht den holden Leichtsinne die Natur verliehen — und mit dieser guten Gabe hat der liebe Gott mich reichlich ausgerüstet. „Nur die Lumpen sind bescheiden“, dachte ich in Verzweiflung und beschloß, bei den Capuzinern zu bleiben bis man mir die Thür weist, das wird aber noch lange dauern, ob ich willkommen bin oder nicht.“

Ich habe nun Wien etwas studiert, wurde von fürstbischöflichen Gnaden sehr gut aufgenommen, aber er kann nicht eher was für mich thun, bis ich die staatliche Erlaubnis zu einer Privatcollecte habe, und

das wird wohl noch etwas dauern. Inzwischen suche ich die Geistlichen auf. Es ist wahr, man ist sehr exclusiv hier. Zudem soll man Verbeugung machen noch tiefer als beim Confitore, und diese mache ich halt nur, wo die Rubriken es angeben, sonst ist mein Rücken zu steif. Glücklicherweise komme ich aus Afrika, und so darf ich hoffen, daß man zu meiner Ungeschliffenheit denkt: „Er ist halt unter Wilden verwildert“, und es mir nicht entgelten läßt.“

Nun bin ich auf der Suche nach „Empfehlungen.“ In Frankreich war unser Kleid und der Cardinal überall Empfehlung genug; hier sind beide unbekannt. Ich habe meinen Obern nach Lille und Afrika geschrieben und einmal gehörig raisonnirt; ich erwarte nur noch Antwort von dort, dann gehe ich auf die Dörfer, d. h. ich suche den Adel auf seinen Schlössern auf; so werde ich Ihre k. Hoheit Gräfin Ch. . . . und Durchlaucht Fürst W. . . . , der uns mit Herzog von Mecklenburg in Afrika besuchte, aufsuchen. So hoffe ich allmählich doch Eingang zu finden. Freilich drei Wochen sind so verloren, aber die kann ich im Januar zusehen, wenn ich nicht ganz abberufen werde. Gegebenenfalls bitte ich Sr. Eminenz, sich beim Kaiser ins Mittel zu legen. Ich bin nun hier und will nicht so mir nichts dir nichts leer abziehen. Auch habe ich im Wiener Diocesblatt und im kath. „Vaterland“ Artikel veröffentlicht und gedenke ich in letzterem mit einer Reihe fortzufahren über Afrika, Sahara und Aequator, um uns so bekannt zu machen; denn der Fehler ist, daß uns kein Mensch kennt, selbst nicht die geistlichen Behörden. Dazu kommt noch der Massenhaß gegen die Franzosen, der durch die Pariser Scandale gerade recht groß ist. Mein Charakter als Rheinländer schwächt den etwas ab.“

Man ersieht aus diesem Schreiben, daß selbst der „Bettel für eine so heilige Sache“ für P. Schynse kein Rosenpflücken war. Doch verweilte er drei Monate in Wien und besonders durch sein unermüdliches Schreiben in den Zeitungen gelang es ihm, seine Mission in Oesterreich bekannt zu machen und an Geld die Summe von 5185 Francs zu Missionszwecken abzuliefern.

In Oesterreich lernte er die gräfliche Familie Des Enfants d'Avernas kennen, und von den Anstrengungen eines Sammlers und Schriftstellers zugleich erschöpft, folgte er der Einladung des Grafen nach dem gastlichen Freibüchl in Steiermark, wo er gleichzeitig einen alten Studienfreund und Priester seiner Heimatsdiocese fand. Mit der gräflichen Familie D'Avernas blieb P. Schynse von dieser Zeit an in innigster Verbindung; in dem Grafen fand

er bis zu seinem Tode einen aufrichtigen Freund und hochherzigen Gönner.

Am 10. Januar 1884 kehrte P. Schynse behufs geistiger Erfrischung auf einige Wochen in das Missionshaus nach Lilla zurück und ertheilte hier einigen Schülern den Unterricht. Aber schon im März hatte er wieder auf Weisung seiner Obern in Amsterdam „sein Geschäft“ zu etablieren; von da aus durchzog er ganz Holland, um für seine Mission Mittel zu sammeln. Er hatte Glück.

Während P. Schynse in Amsterdam weilte, mußte er einen bitteren Seelenkampf ausfechten, einen Kampf zwischen Kindes- und Berufspflicht, zwischen Natur und Gnade. Schon als er noch Novize war, hatte es die Seinen gereut, daß sie ihn hatten ziehen lassen; sie scheinen ihm auch in ihren Briefen ähnliche Andeutungen gemacht und ihn zum Austritte aufzufordern zu haben; wenigstens schreibt P. Schynse aus dieser Zeit, daß er seinen Beruf gegen die Seinen vertheidigen müsse, daß man ihn zur Desertion verleiten wolle. Indessen erkrankte sein jüngerer Bruder Jacob, der nach seinem Weggange seine Stelle in der Familie übernehmen sollte; das ärztliche Urtheil lautete dahin, daß er vielleicht auf lange Zeit aus seiner Stellung als Gymnasiallehrer scheiden und jede ernste und anstrengende Beschäftigung meiden müsse. Nun trat man neuerdings an ihn heran, und es war seine Mutter, die ihn zum Austritte aus der Gesellschaft aufforderte. Für P. Schynse, der ja an seiner Familie mit ganzem Herzen hieng, war es ein heißer Kampf, aber er trug den Sieg davon. Die Worte, welche er in dieser Angelegenheit an seine Mutter richtet, sind das schönste Zeugnis für sein goldenes Herz und seinen eisernen Charakter: „Ich glaube, daß diese Geschichte (Erkrankung seines Bruders) sich endgiltig ändert, sobald ich sichern Bescheid — Entsendung nach Afrika — habe. Solange ich hier Jacob und Euch erreichbar bin, wird es sich nicht ändern. Du sahest in dieser Sache einen Fingerzeig Gottes, daß ich zurückkehren solle; ich sehe gerade das Gegentheil darin, anscheinende Hindernisse, um mich abzuhalten, meiner Pflicht zu folgen. Ließe ich die Angriffe stark werden, um vielleicht, versucht durch ein natürliches Gefühl, zu unterliegen, es wäre mein Schaden und der der andern. Ich sehnte die Stunde herbei als die glücklichste, in der ich mich auf den Weg machen dürfe; diese Freude war etwas zeitlich und egoistisch, drum gibt mir Gott etwas Hefe in den Becher; ein Feigling, der sich dadurch abschrecken ließe. Ich sehne mich ebenso sehr nach meiner Mission wie früher, nur wird der endgiltige Abschied mir schwerer fallen und darum, da dann auch meinerseits ein wenig Opfer dabei ist,

auch vielleicht ein wenig verdienstlicher sein, als es sonst für mich gewesen. Vor zwei Jahren brachten andere ein Opfer, aber nicht ich, die Reihe muß auch an mich kommen. Ich dachte schon mit großem Zweifel an die Leichtigkeit, mit der ich nach dem Innern gieng; nun wird er etwas schwerer, und ich bin deshalb viel sicherer auf dem guten Weg zu sein. In manchen Gefahren war der neuentdeckte Congo mit seiner zahlreichen Bevölkerung und die innerafrikanische Wildnis mit ihren Sklavenjagden mir ein Stern und Rettungsstern. Daß ich nun infolgedessen daran hielt und noch halte, darf man mir nicht verdenken. Darum will ich aber auch nicht, daß Du in dergleichen Dingen Dich an die Obern wendest, um dieselben von ihren Entschlüssen abzubringen, wenn vielleicht bei endgiltiger Feststellung des Personals der nächsten Expedition und der Congo-posten mein Name sich auch unter den Erwählten findet.“

Um ähnliche Unannehmlichkeiten unmöglich zu machen, bat P. Schynse Ende April 1884 seine Obern um anderweitige Verwendung, indem er seinem heißen Wunsche, in den Missionen Innerafrikas zu wirken, Ausdruck gab. Infolgedessen wurde er aus Amsterdam nach Lilla berufen mit der Weisung, sich auf die Abreise nach den großen Seen und dem Obercongo vorzubereiten; außerdem war er daselbst mit der Heranbildung der Jünglinge beschäftigt und bekleidete die Stelle des Verwalters. In Abwesenheit des Provincials lag ihm die Leitung des ganzen Hauses ob. „Ich war“, schreibt P. Louail, „so glücklich, ihn zu besitzen; ich konnte mich vollkommen auf seine Einsicht und Klugheit verlassen.“ Von Lilla aus machte P. Schynse verschiedene Male Streifzüge nach Deutschland, wenn es galt, einen Aspiranten für die Mission zu gewinnen; es geschah dies immer in Laienkleidung, da er wegen nicht erfüllter Militärpflicht inzwischen straffällig geworden war und infolge seines Missionskleides kein Aufsehen erregen wollte. Von Lilla aus war er auch bei Gründung der apostolischen Schule zu Woluwe bei Brüssel thätig, welche Anstalt in den letzten Jahren nach Mecheln verlegt wurde.

Im Mai 1885 wurde eine Karawane ausgerüstet, welche den mittleren und oberen Congo erforschen und geeignete Stellen zur Anlage von Missionsstationen suchen sollte. Es war dies eine schwierige Aufgabe, zu der nur Männer von großer Klugheit und eiserner Willensstärke verwendet werden konnten. Die Leitung dieser Expedition wurde P. Dumont übertragen, und in letzter Stunde erging auch an P. Schynse die Weisung, sich derselben anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Mission.

Feuersbrunst in der Neger-Colonie Gessira bei Kairo.

Gessira, 18. April 1901.

Die Negercolonie Gessira, welche ausschließlich dem Wohle der in Aegypten angesiedelten Neger gewidmet und den Lesern dieser Zeitschrift bereits aus früheren Jahrgängen bekannt ist, wurde unlängst von einem schweren Unglücke betroffen. Eine kurze Schilderung desselben wird, so hoffe ich, nicht verfehlen, die Freunde und Wohlthäter unserer Mission zu inniger Theilnahme und wohlthätiger Hilfeleistung anzuregen.

Die Negercolonie zählte unter ihren Gebäulichkeiten eine Schreinerwerkstätte, in welcher, wie in den andern Werkstätten der Colonie, mehrere junge Neger unter Leitung sachmännisch gebildeter Laienbrüder der Mission das Handwerk erlernten. Diese Schreinerei lag dicht am Nil und entsprach durch ihre Einrichtung allen Anforderungen der Neuzeit, da in derselben die modernen Erfindungen in einer den Bedürfnissen unserer Mission entsprechenden Weise verwertet waren. Dieselbe enthielt unter andern mehrere Holzbearbeitungsmaschinen, Säge- und Bohrmaschine, welche von einer Dampfmaschine in Betrieb gesetzt wurden. Letztere befördert zu gleicher Zeit das Wasser aus dem Flussbett über den hohen Uferdamm und dient so der künstlichen Bewässerung der zur Colonie gehörigen Grundstücke, ohne die bekanntlich der Ackerbau in Aegypten unmöglich ist. In der Colonie war seit der Zeit ihres fünfzehnjährigen Bestandes nie ein Brand vorgekommen. Wie groß war daher unsere Bestürzung, als wir in der Nacht vom 15.—16. März Abends um 11 Uhr plötzlich durch den Ruf: „Es brennt in der Schreinerei“ aus dem Schlafe geweckt wurden. Ich stieg schleunigst auf die Terrasse des Missionshauses, um einen Blick auf die hinter dem Negerdorfe und durch dasselbe etwas verdeckte Werkstätte zu gewinnen. Sowohl der grelle Feuerschein, der die Brandstätte in weitem Umkreise beleuchtete, als auch die zahllosen Funken, welche dort unaufhörlich in die Höhe stiegen und nach allen Richtungen zerftoben, ließen keinen Zweifel übrig, daß der Brand schon große Dimensionen angenommen hatte.

Als bald hatte sich die Kunde von der Feuersbrunst in der Colonie und in ihrer nächsten Umgebung verbreitet. Sowohl aus dem Dorfe, worin unsere verheirateten Neger angesiedelt sind, als auch

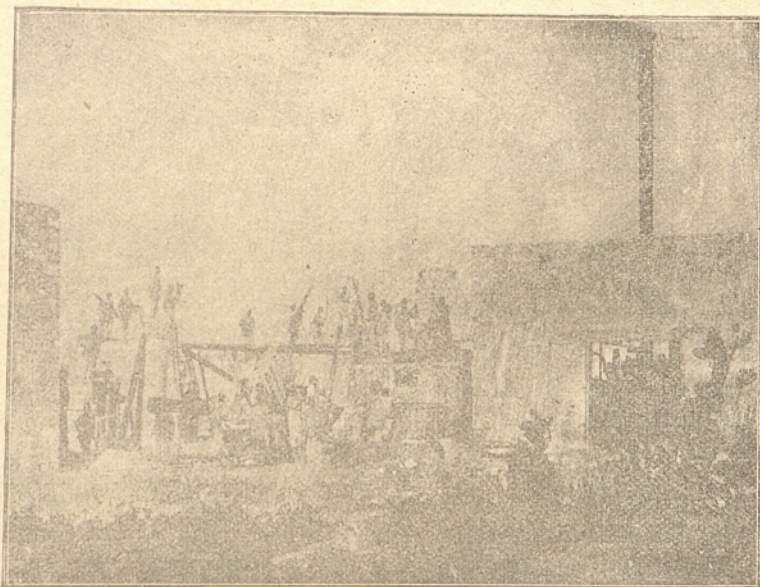
aus dem Missionshause, worin gegen 70 Negerknaben gegenwärtig mit den Missionären zusammenwohnen, eilte man scharenweise zur Brandstätte, da letztere vom Missionshause ungefähr 500 Meter entfernt ist. Selbst eine beträchtliche Anzahl von Fremden, die in dem nahen Gessira-Hotel die Wintersaison zubringen, opferten ihre Nachtruhe, um den Brand aus nächster Nähe anzuschauen. Leider war der Brand bei seiner Entstehung wegen der isolirten Lage der Werkstätte von Niemanden in der Colonie bemerkt worden; bei unserer Ankunft an der Brandstätte hatte das Feuer bereits die ganze Werkstätte erfaßt, da es in dem darin befindlichen Holzvorrathe reichliche Nahrung fand. Die Flammen schlugen hohen Himmel empor, und der mit majestätischer Ruhe dahinfließende Nil, die in der Nähe vor Anker liegenden Dampfschiffe und Segelbarken nebst einem großen Häusercomplex der gegenüberliegenden Vorstadt Boulak erstrahlten in malerischer Beleuchtung. Die Frage, wie der Brand zu löschen oder auch nur einzuschränken sei, war unter den obwaltenden Umständen trotz der unmittelbaren Nähe des Nils eine schwierige. Weder in der Colonie noch in ihrer nächsten Umgebung war eine Feuerspritze aufzutreiben; auch konnte die städtische Feuerwehr, da die Colonie etwa eine Wegestunde von Kairo entfernt ist, nicht schnell genug zur Stelle sein, um wirksame Abhilfe zu leisten. Immerhin thaten die Bewohner ihr Möglichstes, um dem Brande zu steuern; die einen suchten das Feuer durch Wasser zu löschen, welches aus dem Flusse in Eimern geschöpft und von den ein Spalier bildenden Negerknaben in rascher Aufeinanderfolge zum Feuerherde befördert wurde. Andere rissen mit Aufbietung aller Kräfte den Holzverschlag nieder, der sich dicht an die Werkstätte angeschlossen und entfernten alles, was dem verheerenden Elemente weitere Nahrung bieten konnte. So blieb der Brand auf die Werkstätte beschränkt, glücklicherweise wurde die Dampfmaschine gerettet, welche, wie schon gesagt, auch zur Bewässerung der Felder dient und daher den wirtschaftlichen Betrieb der Colonie wesentlich bedingt.

Unterdessen war auch die Feuerwehr aus Kairo mit einer großen Feuerspritze eingetroffen. Leider mußte die letztere nach einigen vergeblichen Versuchen als unbenützlich in die Stadt zurückgebracht werden,

da es wegen des hohen und steilen Uferdammes nicht möglich war, dieselbe mit dem Flusse in Verbindung zu bringen. Es wurde daher in aller Eile eine andere Spritze geholt, die jedoch auf der Brandstätte erst eintraf, als das Feuer dem Erlöschen nahe und keine Gefahr mehr zu befürchten war.

Wie der Brand entstanden, konnte bis heute nicht ermittelt werden. Der dadurch verursachte Schaden ist keineswegs gering und ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Mission sehr zu beklagen. Die bereits erwähnten Holzbearbeitungsmaschinen, welche erst vor zwei Jahren aus der Maschinenbauanstalt von Kirchner in Leipzig neu hervorgegangen, wurden

werden müssen, wo gemäß den Plänen unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs eine möglichst umfassende Thätigkeit zu entfalten ist, was bei dem Vordringen der protestantischen Propaganda auch durchaus geboten erscheint. Der Schreiber dieser Zeilen richtet daher seinen Hilferuf an die geehrten Leser dieser Zeitschrift und hegt das zuversichtliche Vertrauen, daß derselbe bei unseren Freunden und Gönnern ein geneigtes Ohr finden und daß recht bald der Wiederaufbau unserer Schreinerwerkstätte ermöglicht werde. Für die Wohlthäter der Mission werden jährlich mehrere heilige Messen gelesen; auch werden die Negerkinder unserer Colonie nicht aufhören, in dem



Brandstätte der Negercolonie Gesira bei Kairo.

sammt Werkzeugen zerstört oder doch derart geschädigt, daß es sich nicht lohnt, dieselben aus den übrig gebliebenen Bestandtheilen wieder herstellen zu lassen. Außerdem wurden vier Hobelbänke, eine Drechselbank sowie fünfzehn für die katholische Kirche in Boulak neu angefertigte Bänke, nebst reichlichem Holzvorrath ein Raub der Flammen. Der Brandschaden muß daher auf nicht weniger als 3000 Gulden geschätzt werden. Die Mission kann aus eigenen Mitteln diesen empfindlichen Verlust unmöglich ersetzen. Da ihre Gelder zur Gründung neuer Stationen in den oberen Nilgegenden verwendet

gemeinschaftlichen Gebete, daß sie täglich eigens für die Wohlthäter zum Himmel emporfenden, die himmlischen Segnungen auf dieselben herabzusenden. Das Geldalmoosen, welches sowohl durch recommandirten Brief in Form einer beliebigen Banknote als auch durch Postanweisung sicher befördert wird, möge man gütigst unter folgender Adresse absenden: An R. Père, Superieur de la Colonie des Negres au Cairo, Egypten. Dasselbe wird auch in unserm Missionshause in Mühland zur Weiterbeförderung dankend entgegengenommen.

P. J. Weiller, S. d. h. S.

Die Thierwelt im Sudan.

In den weiten Einöden, in den Steppen und Wäldern, wie in den mächtigen Nilarmen haust eine Unzahl von verschiedenen Thierarten, deren Gesamtaufzählung und Beschreibung aber unmöglich wäre, da das ungeheure Land noch viel zu wenig erforscht ist. Darum führen wir hier nur jene Thiere an, die dem Fremden bald und am meisten auffallen.

Von den afrikanischer Raubthieren fehlt in den Sudanländern keines, sie sind alle da, von der wilden Kaze bis zum König der Thiere; selbst der schlaue Fuchs fehlt nicht, wohl aber fehlt der Wolf. Den Reigen der Raubthiere führt der Löwe an, der im nördlichen Sudan seltener vorkommt, dafür aber um so zahlreicher in Senaar, südlichen Kordofan, Darfur, Bahr-el-Ghazal, ganz besonders am Weißen Nil. Die Neger unterscheiden zwei Gattungen von Löwen. Die kleinere, mehr lichtere Gattung, die sich mit der Jagd von Antilopen und Kühen begnügt, nennen sie cuer d. h. Räuber. Die andere Gattung aber ist mehr dunkel gefärbt, und der Kopf ist viel größer; dieser ist der gefürchtete Kor, denn er macht auch Jagd auf Menschen. Er ist so kühn, daß er sich zweimal aus der Nähe einer Missionsstation einen Mann vom Feuer weg holte und mit seiner Beute im Rachen in einem Satze den hohen Dornenzaun übersprang und im Walde verschwand. Die Neger erzählten, daß er zuweilen sogar in die Hütten einbricht und Menschen raubt. An den früheren Missionsstationen Gondokoro und St. Kreuz kamen oft die Löwen in der Nacht bald einzeln, bald mehrere, bis vor die Hausthüre und führten da mit ihrem schauerlichen Gebrüll ein unheimliches Concert auf. In solchen Fällen machten die Neger um die nahen Hütten Feuer an, schriegen, schlugen mit Stöcken zusammen und so gelang es ihnen gewöhnlich, die Löwen zu verschrecken oder fernzuhalten. Der tapfere österreichische Officier und General-Gouverneur von Darfur, Rudolf Slatin Bey, befand sich einmal in einer großen Gefahr, von einem Löwen zerrissen zu werden. Wie er später einem Missionär erzählte, gieng er eines Tages auf die Antilopenjagd und legte sich an der Tränke, wo sie stets zu kommen pflegten, auf den Boden ausgestreckt nieder. „Ich liege eine Weile da“, so erzählte er, „und höre ein „Tapp, Tapp“ der Tränke sich nähern und sehe im Mondlicht — um Gotteswillen — einen Löwen! — Einen Augenblick schwindet

mir alle Besinnung — was wird meine Mutter sagen! — Anlegen, mit Gazellenladung, kann ich nicht. Unter kaltem Angstschweiß kommt mir der Gedanke, unmerklich zurückzuziehen. Gott Lob, auch der Löwe machte langsam Kehrt — so entkam ich.“

Auch an Leoparden und Lugen sind die Sudan-Wälder reich. Ein sonderbares, sehr gefürchtetes Raubthier ist der „Morfain“ der Araber, sehr zahlreich in Kordofan, Darfur und am obern Bahr-Ghazal. Man nannte dieses Thier immer „Tiger“, der aber in Afrika fehlt. Es muß ein Panther sein; derselbe geht auf Hyänen los; der Mensch ist bei Tage vor ihm sicher, aber nicht bei der Nacht. Aus der Nuba-Mission trug er häufig Schafe fort, zerriß auch ein großes Kameel auf der Weide.

Von Hundearten sind bemerkenswert: der ekelhafte Wolfshund (canis lupaster), der zur Sanitätspolizei im Sudan gehört, die Füchse, die gefleckte und gestreifte Hyäne, der Hyänenhund (canis pictus) von Senaar und eine Anzahl der unheimlichen Schakale. Die Hyäne, diese Aufferfresserin, ist ein scheues Thier; ein Missionär erzählte, daß er, obwohl in der trockenen Jahreszeit selten eine Woche vergieng, wo nicht nachts die Hyänen um die Station etwas suchten, doch nie so glücklich war, eine zu sehen. Ein Missionsdiener hätte gern eine geschossen und schlief deshalb bei offener Thür, doch obwohl er sie hereinschauen sah, konnte er doch nie so schnell nach dem Gewehre greifen, um schießen zu können; sie war schon wieder fort. Den Missionären stahlen die Hyänen alte Rindshäute und Hörner von Antilopen und selbst präparierte Antilopen zogen sie in den Wald und verzehrten das Leder. Selbst nach dem Tode geben einem die Hyänen keine Ruhe. In der Station El-Obeid mußten die Gräber in Ermangelung einer Friedhofmauer mit Dornen beschützt werden.

Von den Marderarten ist das sagenhafte Ichneumon überall vertreten. Einstmals wurde dieses Thier — auch Ratte der Pharaonen genannt — von den alten Aegyptern für heilig gehalten und in jeder Stadt einbalsamiert, sowie an heiligen Orten begraben. Daran knüpfte dann die fromme Sage ihre Anekdoten an. „Wenn das Krokobil“, so erzählten die heidnischen Priester, „auf der Sandbank schläft und den Rachen aufsperrt, so naht das Ichneumon leise, springt mit kühnem Satze hinein, beißt

und wühlt sich die Kehle hindurch, zerfleischt dem Ungethüm das Herz und eröffnet sich mit seinen scharfen Zähnen und Krallen dann wieder den Ausgang. Diefers schleicht es auch umher und spürt die Stellen aus, wo die schädliche Eidechse ihre Eier legt. Diese scharrt und wühlt es auf und frißt sie bis zum letzten auf. Es ist ein Menschenfreund, ein Wohlthäter der Menschheit.“ So sprachen die Priester, und die Frommen glaubten ihnen und beteten es an. Auch die Naturforscher haben ihnen nachgesprochen. Aber das Schneumon, welches etwas größer als unsere Hauskatze ist, hat das Patent nur auf Mäuse und Schlangen; auch kleine Vögel und Eidechsen fallen dem gewandten Thiere zum Opfer. Mit dem Krokodile hat es kaum jemals etwas zu schaffen gehabt; es ist nicht so dumm ihm in den Nachen zu springen. Hühnererier sind ihm außerdem weit angenehmer, als die schweren Krokodilseier, zu welchen es nicht einmal gelangen kann. Die Krokodilmama verscharrt sie nämlich mit ihrem Schwanz in den Sand und bewacht sie, gerade wie die Schildkröten es thun.

Auch der Wandkittis und verschiedene Wiefel kommen im Sudan vor. Unter die Steppenthiere gehört aber vorzüglich noch die hübsch gefleckte Genettakatz (Viverra genetta), welche oft halberwürgt zum Kaufe angeboten, und deren Fell von den Negern als Trophäe um den Hals getragen wird.

Reich ist der Sudan an Nagethieren. Die Stachelmäuse und Springmäuse (Dypus Aegyptius), große Ratten und vor allen die kosmopolitische Wanderratte theilen sich redlich in das Geschäft, den Negern die Felder zu verwüsten. Nehmen die Regen ab, trocknen die Teiche aus, so ziehen sie alle zum Flusse und dies in so großer Anzahl, daß sie kein Lärm, keine Katze aus der Fassung bringen kann. Einem französischen Kaufmann fraßen sie nicht bloß das Getreide, Kerzen, sondern packten selbst das Blei an; er legte ihnen Gift und am andern Tage fand er 400 Todte. Uebrigens sind die Neger vor diesen Thierchen gar nicht scheu, sondern jagen und fangen sie, um sie zu verspeisen; denn die Ratten essen ja nichts Schlechtes! fagen sie.

In den Einöden und Wüsten finden sich schöne große Hasen. In Kordofan und Senaar findet sich in mehreren Arten das Stachelschwein.

Von Einhufern ist das schöngestreifte Zebra, das man nicht zähmen kann, im südlichen Senaar zuhause, und wird wegen seines Felles gerne gejagt. (Pferde, Esel und Muli gehören zu den Zuchtthieren und dies zumeist nur unter den mohammedanischen Negerstämmen.)

Zu den Zweihüfern gehört in erster Linie der Büffel, der im ganzen Sudan vorkommt, besonders aber im Senaar und mehr noch am Bahr-Ghazal. Der sudanesishe Büffel unterscheidet sich von dem ägyptischen nicht bloß durch den Kopf und die Lage der Hörner, sondern auch dadurch, daß der vordere Theil ungewöhnlich stark gebaut ist, während sie rückwärts zu sehr abnehmen; insolgedessen sind sie vorzügliche Läufer, und in Gegenden, wo Kameele, Pferde und Esel fehlen, werden Büffel gezähmt und als Last- und Reithiere benützt. Während das Zebra mehr einzeln vorkommt, leben die wilden Büffel in Truppen. Die Jagd auf Büffel ist sehr beliebt, aber auch sehr gefährlich, denn der Büffel versteht keinen Spaß; ist er nicht tödtlich getroffen, so geht er gleich auf den Jäger los. Aber so ein Thier mit dem ersten Schuß niederzustrecken, ist schwer, dazu braucht es Gewehre vom größten Caliber. Einer allein darf sich gar nicht wagen. Doch lohnt sich die Jagd, denn das Fleisch ist ausgezeichnet.

Die Antilopen sind im Sudan wohl am zahlreichsten vertreten; man zählt 74 verschiedene Arten, und es ist noch fraglich, ob das schon alle seien. Besonders niedrig sind die Gazellen, die immer rudelweise einherhuschen. Die größte Gattung ist der „Tyang“ und erreicht ein Gewicht von 2 $\frac{1}{2}$ Centnern; diese haben mehr gerade aufstehende bis zu einem halben Meter lange Hörner und unter den Augen zwei Drüsen, so daß es von der Ferne aussieht, als hätten sie vier Augen. Merkwürdig ist auch sein Betragen; sie gehen immer in Gesellschaft; während die andern liegen oder grasen, hält ein Männchen auf einer höheren Stelle, meistens auf Termitenhäusen, Wacht; sieht es jemand kommen, so schaut es starr her, bis man ihm auf etwa hundert Schritte nahekommt, dann pfeift es, macht zwei tiefe Verneigungen, und nach diesem Complimente bekommt sie der Jäger selten mehr näher anzusehen. Diese Art soll den schönsten und schnellsten Lauf besitzen. Eingefangen werden die Gazellen zahm und anhänglich. So hatten vor Zeiten die Missionäre zu Charitum fast immer Gazellen in der Größe der Mehe, aber schön röthliche, braun und weiß gesprenkelt, welche in den Zimmern ihre Bettelbesuche abstatteten.

In den Gebüsch des Ueberganges zu der Waldzone findet sich die statliche Giraffe, die man in Truppen bis zu 30 und 40 Stück antrifft. Manche halten dieselbe für ein sehr unschuldiges Thier; Jagdbesessene — und die dürften es wohl wissen — sagen, daß die Jagd auf eine Giraffe sehr beschwerlich sei, da sie mit den gelenkigen Hinterfüßen oft die Pferde ihrer Verfolger — manchmal auch den Reiter — todtschlägt.

Unter den Vielhufern behauptet immer noch den ersten Platz der muthwillige, oft spitzbüßische Elephant, der einst in Heerden zu Hunderten anzutreffen war und die ausgedehnten Mimosenwälder mit seinem schmetternden Geschrei wie aus einer Trompete erfüllte. Man möchte meinen, so ein riesiges Thier sei doch immer ernst, und doch ist er eines der muthwilligsten Thiere. Wie schrecklich sieht es im Walde aus, wenn ein Trupp Elephanten einen Tag sein Standquartier darin gehalten! Da liegt alles quer durcheinander, viele Bäume sind ent wurzelt, andere in der Mitte abgeknickt, Aeste hängen herab, ganze Reihen liegen niedergedrückt da; doch sind diese Mimosen nicht so hoch, daß er nicht hinauf- langen könnte, er thut es nicht, um bequemer fressen zu können, denn er rührt das meiste nicht an; es scheint bloß, als ob sie ihre Kraft prüfen wollten — sie sind so wahrhaft die Holznechte der Neger. Der Elephant ist auch nicht so unbehilflich; er legt sich nieder, hört er etwas, so springt er schnell auf; ist er gereizt, läuft er, daß ein Europäer ihm nicht leicht entrinnt, wohl aber vermag es der schlanke schnelle Neger. Sie fressen sonst bloß Blätter, außer wo sie etwa in die Nähe der Durrahfelder kommen; da schleichen sie nur Nachtzeit so still hinzu, daß es Niemand merkt; allein des Morgens fehlen weithin an allen Stengeln die Aehren. Doch nehmen diese Thiere bedeutend ab, denn bekanntlich geht man ihnen mit Pulver und Blei sehr stark zu Leibe, so daß sie in manchen Gegenden schon seltener werden, und in einigen Jahrzehnten sich wohl die meisten noch weiter in das Innere zurückziehen werden. Man bedient sich zur Jagd großer Gewehre von $\frac{1}{4}$ pfündigen Kugeln mit Eisenspitzen und sechs bis acht Mann geben auf einmal Feuer. Ist jedoch das Herz nicht getroffen, so läuft der Elephant noch weit und ist meistens für die Jäger verloren. Die Knochen seines Kopfes sind so hart, daß alle Kugeln sich breit schlagen, nur an der Stirne kann eine Kugel eindringen, wenn sie vertical anschlägt, sonst ist jede wirkungslos. Wird der Elephant bloß verwundet, so geräth er häufig in Wuth, wo dann die Jäger auf der Hut sein müssen, daß er sie nicht zu Brei trete und mit Baumstäben begrabe, wie es schon Beispiele gegeben und Augenzengen erzählen. Man hat auch beobachtet, wie Elephanten ihren angeschossenen schwerverwundeten Kameraden in die Mitte nahmen und mit ihren Rüsseln ihm fortkalfen, wie es allbekannt ist, daß sie einander aus den Gruben, in denen sie gefangen wurden, herauszogen. Die Weibchen sind sehr reizbar, wenn sie ein Junges haben, da ist nicht gut im Freien auf sie zu schießen. Alte Männchen haben so gewaltige Zähne, daß einer über

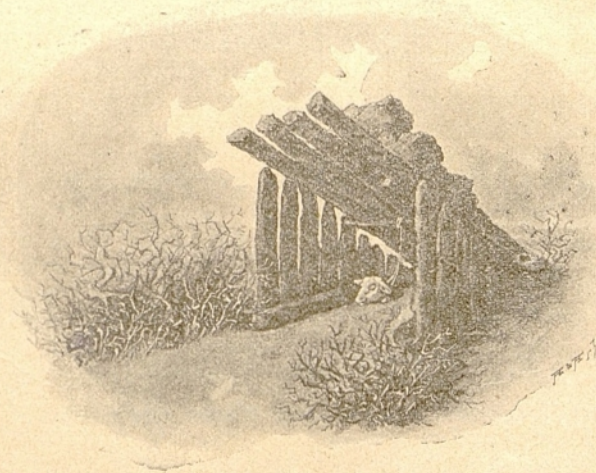
einen Centner wiegt; die Zähne der Weibchen, die wohl lang, aber dünn sind, erreichen selten zwanzig Pfund Gewicht. Das Fleisch dieser Thiere ist gut, nur muß es lange gekocht werden; es schmeckt wie Schweinefleisch.

Ein anderes afrikanisches Ungeheuer haust im Nil und seinen beiden Hauptarmen; es ist das Flusspferd (Hippopotamus), dessen Schädel auf der Wasserfläche wie eine Felsmasse erscheint und der dunkelschmutzigen Farbe wegen im trüben Nil schwer erkennbar ist — nur die großen Wellen verrathen es. Sein Leib gleicht einem rund ausgemästeten Schweine, nur sein Kopf ist ganz verschieden, denn er endet nicht mit schmalem Rüssel, sondern sein Maul ist 18 Zoll breit, aus dem 4 große Zähne hervorstehen, wovon die zwei unteren gerade herausgehen, während die zwei oberen gebogen neben den vorigen sich herabsenken. Sein Kopf mißt 3 Fuß Länge und oft noch mehr, sein ganzer Körper 13 bis 15 Fuß. So plump und fett das Thier ist, so ist es doch behend, sein Lauf ist so schnell, daß man es nicht einholen kann. Auf dem Lande flieht es gleich vor dem Menschen, während es im Flusse, wenn es gereizt ist, tapfer sich wehrt. Sie sind eigentlich nicht böse, aber sehr vorsichtig, denn immer tauchen sie wieder auf und schauen bedächtig um sich her, und tauchen schnell wieder unter. Bei Tage schwelgen sie im Wasser und spielen muthwillig oder überlassen sich auf einer Sandbank ganz dem dolce far niente, liegen gleichgiltig da, bis etwa ein Schiff sich naht, wo sie dann langsam in den Fluten sich bergen und durch Brüllen in furchtbaren, immer tieferen Basstönen ihren Unwillen kundgeben, gestört worden zu sein. Sonst ist alles ruhig. Kommt aber der Abend, so hört man schon von weitem ihr tiefes Brüllen, als ob sie sich rufen würden; da machen sie sich auf und suchen sich einen Schmaus, und wehe, wenn sie etwa gar in ein Durrahfeld gerathen! Was sie nicht abfressen, wird von ihren einen Schuh breiten Füßen zusammengetreten. Haben sie ein Junges, so bergen sie selbes, solange es klein ist, nicht bei sich im tiefem Flusse, sondern in irgend einem Teiche oder Erdloche, wie unsere Missionäre einmal eines gefunden. Weil sie damals keinen Wind hatten, das Ufer aber schön war, so mußten die Matrosen das Schiff mit einem Seile vorwärts ziehen; sie kamen aber nicht weit, so fanden sie neben dem Flusse in einem Loche, worin etwa ein Fuß tief Wasser war, ein junges Nilpferd, so groß wie ein Schwein. Ein schöner Fund, denn in Chartum gab man für so ein Junges schon auch 200 Quineen. Also auf und angepackt! Es stiegen drei Mann in die Grube und wollten das Thier

binden und herausnehmen, doch so klein es auch war, stieß es diese Burschen so in dem Koth herum, daß sie verzweifelden, es bezwingen zu können; nun stiegen noch drei Mann hinab, und halsen es binden, doch es schlüpfte aus den Banden aus und war wieder frei; erst nach einer halben Stunde gelang es, das Thier zu bewältigen und auf das Schiff zu bringen, wo es ein Schwein zum Gesellschafter bekam, und sich mit ihm ganz freundlich vertrug. Doch dieser Fang half wenig, denn nach acht Tagen verendete es, weil die nachlässigen Matrosen ihm saure Milch zu trinken gaben.

Am zahlreichsten sind die Flusspferde im Lande der Nuer und Bari. Wie alle Amphibien hat auch das Flusspferd ein sehr zähes Leben und bei seiner ungewöhnlichen Größe (es wiegt 20 bis 30 Centner) auch eine mehr als golddicke Haut; kein Wunder, wenn

uns vorbei und meldete, daß er schon eines geschossen habe — die Kugel drang ihm gerade durchs Gehirn — und ein zweites schwer verwundet sei. Er eilte, um Munition zu holen, während seine Leute es bewachten. Wir giengen auch, um dieses Schauspiel zu sehen. Eine große Menge Neger war auch erschienen, herbeigelockt durch die vielen Schüsse und die Sage, daß es Fleisch gebe. Ali kehrte zurück, setzte sich in ein kleines Bari-Schifflein, das der Besitzer geschickt leitete; er schlich sachte hinzu und schoß wieder. Das Thier floh auf den Schuß hin zum Ufer, als wollte es zu Lande entrinnen, doch da waren die Schwarzen, diese schossen ihm ihre Pfeile in den Kopf, und einer stach ihm gar feinen Fischerhacken in das Auge. Das Thier kehrte um, indem es früher noch all das schmerzende Zeug am Ufer sich abwischte, und suchte sich in der Tiefe zu ver-



Eine Hyänenfalle.

es schwer ist, eines zu tödten. Selbst mit den größten Kugeln richtet man nicht viel aus, wenn man nicht gerade die Stirn senkrecht trifft, wozu aber selten Gelegenheit ist. Fällt die Kugel nur etwas schief auf, so prallt sie ab und dringt gar nicht ein, sollte es selbst eine Spitzkugel sein. Ein ehemaliger Missionär von Gondoforo beschreibt sehr anschaulich eine Flusspferdjagd, welcher er selbst beigewohnt hatte.

„Da waren wieder die Elfenbeinkrämer da, und unter diesen befand sich Ali Toba, der seinen Leuten, die schon lange bloß mehr Brot hatten, hier einmal Fleisch zu verschaffen beschloß. Er gieng auf die Jagd der Flusspferde, die hier in der Nähe sehr zahlreich sind. Schon um 10 Uhr früh kam er bei

bergen. Doch es war kein Bleiben, es mußte bisweilen empor, um Athem zu schöpfen, und der unermüdlche Ali war immer dahinter; hob es seinen Kopf, so erhielt es auch schon eine Kugel unter allgemeinem Freudengeschrei. Es sprang auf und wollte das Schiff zermalmen, doch der flinke Bari wich geschickt aus, was er jetzt viel leichter konnte, da das Thier sehr ermattet war. Es blutete sehr stark am Kopfe. Es lief auf und ab, hin und her, doch auch sein Feind folgte. Da nahte es uns, und einer schoß ihm so eine Kugel hinter das Ohr, daß man glauben sollte, es dürfte nun zu Ende sein. Das Thier sprang auf den Schuß so in die Höhe, daß sein ganzer Leib in der Luft schwebte, fiel zurück und

da wühlte es im Wasser und rollte sich einige Minuten furchtbar herum, dann wurde es nach und nach wieder ruhiger. Allein jetzt sah man ihm die Schwäche an, denn es wollte nicht mehr von der Stelle. Ali nahte wieder, versetzte ihm noch einige Gute und brachte es endlich wieder zum vorigen Tanz, doch es tobte nicht mehr so lange im Wasser herum, da erschienen seine Füße auf der Oberfläche und ein ungeheurer Jubel der Schwarzen verkündete das Ende des Kampfes. Viele Schwarze stürzten in den Fluß und schwammen hinzu und standen jubelnd auf dem Körper. Man schleppte es im Wasser zu Alis Schiff, wollte es ans Land ziehen, aber es war unmöglich. So band man es am Vordertheile des Schiffes an. Unterdeß brachte ein Schiff das schon in der Frühe Geschossene und man band es an das Steuerruder. Soldaten des Ali mußten die ganze Nacht Wache halten, damit nicht die Schwarzen sie des Nachts ablösten und aufzehrten. Es war von Glück zu reden, daß kein Unglück geschehen, denn viele Kugeln prallten ab und flogen an die Ufer und über die Ufer, die voll Leute waren. Viele Kugeln

machten bloß einen Ritz; wohl über 40 Kugeln erhielt es und meistens auf den Kopf. Am Morgen des nächsten Tages versammelte sich wohl die ganze Nachbarschaft; ich sah nie soviel Schwarze beisammen. Alle harrten wie hungrige Wölfe, das Lanzeneisen in der Hand, denn sie wußten, daß Ali nur die Haut und die besten Brocken für sich nehme, das Uebrige aber ihnen gehöre. Soldaten umstanden das Thier mit Gewehr, mit Korbatsch mußte man dreinschlagen, um sie fern zu halten, bis die Matrosen die Haut und Füße abgelöst hatten. Als man ihnen dann den Körper aus der Haut hinauswälzte — Welch Geschrei! Es entstand ein förmlicher Kampf, jeder wollte hinzu, viele drückte man nieder, andere fielen auf den Boden; die rückwärts waren, stiegen über ihre Köpfe, alles schnitt und schrie, der eine verwundete den andern; hatte einer ein Stück abgelöst, so stieg er zurück und rannte heim. So was habe ich nie gesehen, kann es auch nicht beschreiben. Nach ein paar Stunden war kein Beinchen mehr zu sehen alles war wie verschwunden. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Neger für die Sache der Neger oder „Meine Brüder, die Neger in Afrika.“

Ein ernstes Wort an Europas Christen von P. Daniel Sorur Pharim Den, zu Kairo († am 11. Jänner 1901).

(Fortsetzung)

Der Fetischdienst, zu dem sich der weitaus größte Theil der Negerrasse bekennt, ist wie gesagt, die niedrigste Stufe der heidnischen Religion und die unterste Form des Götzendienstes. Immer weiter entfernte sich nämlich der Schwarze von dem wahren Gott, so weit endlich, daß ihm dieser Gott zu hoch und unverständlich wurde. Daher kommt es, daß zuletzt Thiere, Pflanzen, Steine, kurz allerlei Dinge aus dem Reiche der Natur zum Gott erhob, den er anbetete; das sind die Fetische. Alles kann Fetisch werden, was da fliegt und kriecht, was lebt oder leblos ist, das Kleine und das Große, Wasser, Berg, Baum, Storch, Schlange, Wurm, Holz und Knochen. Zwischen dem unnahbaren höchsten Wesen, an das man nie oder selten denkt, um das man sich nimmer kümmert, und dem Menschen, stehen als Mittelwesen Geister, gute

und böse, die man im Fetisch wohnend sich vorstellt. Liegt auch in diesem kraßesten Götzendienste eine dunkle Ahnung des Göttlichen, ein Nest vom wahren Gottesbewußtsein, so kann doch eine Religion ohne klare Erkenntnis Gottes, als des Anfangs und Zieles aller Dinge, eine Religion ohne genauen und sichern Begriff des Wahren und Guten, ohne Lehrsystem und Sittengesetz, eine Religion von sinnloser und abergläubischer Gebräuche keine Vorschriften darüber geben, wie der Mensch jene Ideale der Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit erreichen könne, welche er zwar sucht, aber nicht findet. Daher ist der Götzdienst unfähig die Vernunft zu erleuchten, und noch viel unfähiger den Willen zur Ueberwindung aller Hindernisse zu entflammen, welche sich der Erkenntnis der religiösen Grundwahrheiten entgegenstellen. Entblößt von aller religiösen Grundlage bleibt des-

halb dem Götzendienste nichts übrig, als seinen Anhängern eben alles zu erlauben, was ihnen beliebt. Diese Religion besteht also in dürftigem, äußerem Ceremonienwesen und dient den Negern als bequemer Deckmantel für die unmenschlichsten und schändlichsten Handlungen. Der Grund ist der, daß eine solche Religion absolut unfähig ist, dieselben zu verbieten; denn ihr fehlt jede klare Einsicht in die Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit solcher Handlungen, vielmehr gelten sie ihr als löblich und verdienstlich. Und selbst wenn sie eine bessere Einsicht böte, so fehlten ihr doch die moralischen Mittel, um den Neger von solchen Schändlichkeiten abzuhalten und ihm edlere Gefinnungen einzupflanzen, damit er die Leidenschaften seines Herzens bändigen und im eigenen Hause Ordnung schaffen lerne, so daß der Geist die Herrschaft über den Körper hätte und nicht umgekehrt.

Die Religion soll ihrer Natur nach auf Bildung und Veredlung des Geistes und Herzens hinstreben, indem sie den Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Uebung des Guten anleitet; nicht aber soll sie der Sinnenlust als Spielball dienen, indem sie ihr alles zu thun erlaubt, was ihr beliebt, und so das Schamgefühl erstickt.

Eine Religion, welche keine bestimmten moralischen Gesetze hat, vielmehr alles dem Gutdünken des Einzelnen überläßt, muß nothwendig immer tiefer sinken. Der menschliche Wille ist schwach und unbeständig; heute faßt er einen guten Entschluß und macht Pläne zu dessen Ausführung, aber vielleicht morgen schon schreckt er vor den Schwierigkeiten zurück, welche ihm seine verderbte Natur oder die äußeren Verhältnisse in den Weg legen. Wenn er nicht durch feste Grundsätze geleitet ist, so gibt er den ganzen Plan wieder auf.

Ein Volk, welches von solchen Einflüssen beherrscht ist, wird demnach nur insofern und insoweit religiös sein, als sein natürlich guter Wille es zum Guten antreibt, aber nicht kraft seiner religiösen Grundsätze. Dies ist auch beim Neger der Fall. Bleibt er auf sich selbst und den greulichen Götzendienst angewiesen, bleibt er abgeschnitten von jedem Verkehr und jeder Berührung mit zivilisirten Nationen, ohne Erziehung und Unterricht, so kann er vielleicht in gewissem Grade sittlich und gerecht sein in Folge der Einwirkung des Naturgesetzes, er wird es aber niemals sein durch die religiösen Gesetze und Lehren seiner Religion. Der Neger im Zustand des Heidenthums tappt wie ein Blinder ohne Führer umher, beständig in Gefahr, in den tiefsten Sumpf des Elends zu versinken. Aus diesem erbarmungswürdigen Zustand könnte er sich zu einem wahrhaft religiösen und gesitteten Leben erheben, wenn er vom Geiste des Christenthums oder

vielmehr der katholischen Religion durchdrungen würde; denn zweifellos ist dies die einzige Quelle und die einzige Grundlage wahrer Gesittung.

Ich habe nun einigen Einwürfen zu begegnen. So haben manche das unsittliche Leben vieler Neger beobachtet und daraus ganz ungünstige Schlüsse auf die Rasse selbst gezogen. Allein für's erste soll man doch bedenken, daß die Schwarzen eben Heiden und keine Christen sind. Zweitens ist es ganz und gar ungerechtfertigt, von einzelnen Personen oder Stämmen einen Schluß auf die ganze Rasse zu machen. Der Mensch ist bekanntlich mehr oder weniger empfänglich für die Anschauungen und die Lebensweise seiner Umgebung. Will man also die Moralität einzelner Personen beurtheilen, so sind die besonderen Umstände, unter denen sie leben, zu berücksichtigen. Verurtheilt man aber ein Volk oder eine Rasse ohne weiteres, bloß auf Grund der Immoralität einiger Individuen, so heißt das von Individualerscheinungen auf die Gattung schließen wollen, und kein Gymnasialschüler würde mit solcher Logik einverstanden sein. Gibt es doch auch Christen und selbst Katholiken, welche durchaus keinen soliden Lebenswandel führen. Wenn nun ein Neger aus solchen schlimmen Erscheinungen auf den Zustand der christlichen Völker schließen würde? Gerade so urtheilt man aber von gewisser Seite über die Neger. Reisende waren Zeugen von manchen ungerechten und unsittlichen Handlungen, z. B. Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Wollust u. s. w., — also, schlossen sie, sind alle Neger von demselben Schlag! Und wäre dieses Urtheil wirklich zutreffend, würde es dann nicht beweisen, daß die Neger un- so hilfsbedürftiger und erbarmungswürdiger wären?

Ferner haben verschiedene Gelehrte behauptet, die schwarze Rasse sei zum Aussterben verurtheilt. Zum Beweis führen sie an, daß auch viele andere Völker, besonders im Orient untergegangen seien, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als auf den Blättern der Geschichte und in einigen Nesten von Inschriften, welche der Zahn der Zeit noch nicht zu zerstören vermochte. Die Hauptursache dieses Untergangs sei ihr sittlicher Verfall gewesen. Meiner Ansicht nach ist es unnütz, nach den Ursachen des auffallenden Verschwindens so vieler Völker zu forschen. Die ganze Weltgeschichte ist ja gleichsam ein Abgrund von Geheimnissen.

Wo ist die Nation der Chaldäer, deren Wissenschaft Kriegskunst und Gewerbe einst in höchster Blüte standen? Wo ist das alte Pharaonenreich der Aegypter, welche die Lehrer Griechenlands geworden sind in Kunst, Philosophie und Naturwissenschaft; wo ist das Reich Alexanders des Großen, wo das der Assyrer, Meder und Phönizier? Wo ist der Kolos des rö-

mischen Weltreichs, dessen Untergang die Römer selbst sich nie geträumt hätten? Welches war das Schicksal des griechischen, des römisch-germanischen Reiches und so vieler anderer Monarchien und Republiken? Sie alle existieren nicht mehr. Und die Ursache ihres Untergangs sollte allein die sittliche Entartung jener Nationen gewesen sein? Und welches Volk, welche Nation kann behaupten, sich im Lauf der Jahrhunderte rein und unvermischt erhalten zu haben? Soll die Negerrasse wegen ihrer moralischen Verfunkenheit zum Aussterben verurtheilt sein, so müßte man für manche Reiche und Staaten auch in Europa ein düsteres Zukunftsbild entwerfen.

Den besten Beweis für die Culturfähigkeit der Schwarzen liefern die alten christlichen Negerreiche, die sich bis tief ins Innere Afrikas hinein erstrecken, die Ruinen von Kirchen, welche wir an den Ufern des Nil auf jedem Schritt begegnen; ferner jene, welche sich auf Zanzibar und am Congo finden, nicht zu nennen die einst in hoher Blüte stehenden christlichen Reiche in Aegypten, Aethiopien, dem alten Nubien, in Algerien, Mauretarien, Tripolis und den portugiesischen Besitzungen an der Westküste Afrikas: alle diese sind unwiderlegliche historische Zeugnisse für die ehemalige große Ausbreitung und Blüte des Christenthums in dem heutzutage so elenden und verwilderten Afrika.

Oftmals von Barbaren überwältigt und vernichtet, vom Türkenjabel unterjocht und später nicht mehr wirksam genug unterstützt, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und die Uebung der christlichen Religion wieder erringen zu können, mußten sie nothwendig unterliegen und zu Grunde gehen. Aber fragen wir uns: Welches wäre das Schicksal der christlichen Religion gewesen im Süden und Osten von Europa, in Griechenland, Ungarn, Polen, Oesterreich und Spanien, wenn Gott es zugelassen hätte, daß die Türken sich dieser Länder bemächtigten? Es unterliegt keinem Zweifel, sie hätten unter Strömen von Blut das Christenthum ausgerottet, wie sie es in Afrika und in der europäischen Türkei gethan haben.

Wenn wir Neger, vielleicht Nachkommen von christlichen Martyrern, heute auf dem Punkte angelangt sind, unsere Kniee vor der Kaaba in Mekka zu beugen, wenn unsere arme Heimat, die einst im Norden und am Nil so viele heilige Kirchenlehrer, Bischöfe, Einsiedler, Jungfrauen, Martyrer und Bekenner hervorbrachte, zur Einöde und Wüste geworden ist, so tragen nicht wir die Schuld, als ob wir etwa von der Religion unserer Väter hätten abfallen wollen, sondern es mußte deshalb so kommen, weil wir von der übrigen Christenheit gewaltsam losgelöst, unserer

Priester und Bischöfe beraubt und von den christlichen Mächten im Stich gelassen wurden. Wenn man auch seit einigen Jahrhunderten wieder an unsere Civilisierung und Christianisierung dachte, so geschah doch in dieser Richtung nur wenig und nur in Gebieten unter fremder Herrschaft.

Der Neger in seinem jetzigen Zustand gleicht einem Kinde, das sich absolut nicht selbst helfen kann, sondern auf fremde Hilfe angewiesen ist. Darum ist es Sache der echten, wahren Humanität, nicht uns zu verachten und im Stiche zu lassen, sondern uns aus dem physischen und moralischen Elend herauszuziehen. Einen Beweis dafür, daß die aufgewendete Mühe nicht fruchtlos wäre, liefert der bedeutende Aufschwung, den gegenwärtig die Neger in Amerika und besonders in den Vereinigten Staaten nehmen. So lange sie Sklaven waren, konnten sie ihre geistigen Fähigkeiten nicht entwickeln. Seit Abschaffung der Sklaverei und Einführung obligatorischer Neger Schulen zeigen sie sich so intelligent und bildungsfähig, daß manche von ihnen schon hohe Staatsämter in der Unionsregierung begleiten konnten. Dieses Beispiel dürfte doch unzweifelhaft dafür sprechen, daß ihr sonstiger niedriger Zustand nicht ein der Natur anhaftender Mangel, sondern rein zufällig, von ungünstigen Umständen des Ortes, der Zeit und der Lebensverhältnisse verschuldet ist. Der Neger bleibt aber überall Neger, sei er in Afrika oder Amerika, in Asien oder Australien. Kann er nun in Amerika vorwärtsschreiten in Wissenschaft und Religion, warum nicht auch in Afrika? Der Neger ist aber auch überall Mensch, trotz der Farbe und mancher Verschiedenheit in der physischen Constitution gegenüber andern Rassen. Der Europäer ist nicht gelehrt oder civilisirt, weil er schlank oder untersekt, groß oder klein ist, oder wegen der weißen Farbe, so wenig als der Chinese es ist wegen der gelben und der Indier wegen der braunen Farbe. Die Neger stammen gleich den andern großen Völkerfamilien des Menschengeschlechts von demselben Vater ab, sie bilden nur einen Zweig an demselben Baume. Aber dieser Zweig wurde abgeschnitten. Während andere Völker, die ebenfalls in den Zustand der Barbarei herabgesunken waren — so tief sank übrigens kein Volk wie die Negerrasse — durch die Berührung mit anderen höherstehenden Nationen sich wieder allmählich emporarbeiten und mit Hilfe beständigen Ideenaustausches sich weiter entwickeln konnten, so war dies beim Neger nicht der Fall und deshalb mußte er zurückbleiben. Was er an Civilisation etwa von den Aegyptern, Phöniziern, Chaldäern, Assyern, Griechen und Römern hatte gewinnen können, wurde ihm durch Barbaren wieder entrißen. Niemals aber haben

sich die Neger gegen Civilisationsversuche europäischer Nationen, unter deren Herrschaft sie standen, hartnäckig gesträubt, sofern sie nur menschenwürdig behandelt wurden.

Das Beispiel, welches die Philosophen anführen, nämlich daß, wenn ein Kind vor Erlangung des Gebrauchs seiner Vernunft von allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten würde, es keine Idee von Gott und übersinnlichen Dingen erhalte, dies Beispiel erklärt sehr gut den zurückgebliebenen Zustand, in welchem die von jeder engeren Verbindung mit der civilisirten Welt abgetrennten Neger sich befinden.

Wenn nach einigen Schriftstellern, unter ihnen der Afrikareisende Schweinfurth, die Neger in früheren Zeiten eine gewisse höhere Cultur und Civilisation

befessen haben und wenn man die Ursache des Herabsinkens von jener höhern Stufe nicht begreifen kann, so denke man an die gegenwärtige abgeforderte Lage der Neger und man wird einsehen, daß ihre Erniedrigung nicht einzig und allein von sittlicher Verkommenheit herrührt. Ich behaupte nicht, daß wir Neger in sittlicher Hinsicht zu den Guten gehören; weit entfernt, man kennt ja die moralischen Verirrungen, die bei manchen Stämmen geradezu schauerlich sind. Aber das ist noch kein Grund, um die Sinnlichkeit als die Hauptursache des erbarmungswürdigen Zustandes, in dem wir uns befinden, zu bezeichnen. Die Verlassenheit des Negers ist die tiefste Ursache seiner Verkommenheit.

(Fortsetzung folgt.)



Legende des Morgenlandes.

Der hl. Basilius, der Große, Erzbischof und Kirchenlehrer.

(14. Juni.)

Dieser ausgezeichnete Kirchenlehrer ward um das Jahr 330 zu Cäsarea in Cappadocien geboren. Seine Eltern, Basilius und Emmelia, beide aus vornehmen Geschlechtern, waren ebenso durch Reichthum und Ansehen, als durch christliche Tugend ausgezeichnet. Von den vier Söhnen, mit denen ihre Ehe gesegnet war, gelangten drei, darunter Basilius, zur bischöflichen Würde, während einer das Leben eines Einsiedlers wählte und als solcher im jugendlichen Alter starb. Von den fünf Töchtern weihte eine ihr Leben dem Herrn, während die übrigen Gott in der Welt dienten.

Die Großmutter des Heiligen, die Macrina hieß und eine Schülerin des berühmten Gregorius Thaumaturgus gewesen war, nahm den jungen, kaum entwöhnten Basilius in ihre Zucht und übte auf ihn den größten Einfluß aus. „Nie“, bekennet dieser später, „werde ich die tiefen Eindrücke vergessen, welche die Reden und Beispiele dieser ehrwürdigen Frau auf meine zarte Seele ausübten.“

Den ersten Unterricht in den Wissenschaften ertheilte ihm sein Vater selbst, der in Neocäsarea Ahetor war; später kam er zur höheren Ausbildung nach Constantinopel und von dort nach Athen. Hier traf er Gregor von Nazianz, den er schon von Cä-

sarea her kannte; in Athen schlossen die beiden gleichgesinnten Seelen einen engen Bund, dem sich später auch des Basilius Bruder, Gregor, Bischof von Nyssa, anschloß. Sie bildeten das sogenannte „cappadocische Aleeblatt.“ Basilius machte ausgezeichnete Fortschritte; er wußte, was er später christlichen Jünglingen gleichfalls anrieth, aus den Blüten der heidnischen Literatur gleich einer Biene mit christlichem Instinkt nur Honig zu ziehen. „Wir sind,“ schreibt Gregor von jener Periode, „durch die Wissenschaft der Heiden sogar in der Gottesfurcht gefördert worden, indem wir durch das weniger Gute zur Erkenntnis des Bessern gelangten und aus ihrer Ohnmacht eine Stütze unseres Glaubens uns schufen.“

Um das Jahr 355 in seine Heimat zurückgekehrt, lehrte Basilius unter großem Ruhme die Rhetorik, bis er, namentlich auf Anrathen seiner frommen Schwester Macrina, den weltlichen Wissenschaften entsagte und sich ganz der äsctischen Lebensweise zu weihen beschloß. Zu diesem Ende bereiste er die Mönchsklöster Syriens, Palästinas und Aegyptens und verschenkte sein ganzes Vermögen an die Armen, um, ledig der Welt, an einem zurückgezogenen Orte — unweit von Neocäsarea und in der Nähe des Dorfes Annesos, wo die Mutter Emmelia mit der



Der hl. Basilus.

Tochter Macrina in einem Kloster zusammenwohnten — in strengster Ascese nach den Müttern, die er in Aegypten kennen gelernt hatte, Christo allein zu leben. Sodann stiftete er mehrere Klöster, in denen er das Anachoretenleben mit dem Cönobitenthum verband, und wurde so der Gründer des Mönchtums in Pontus und Cappadocien, sowie des noch heute in der griechischen Kirche bestehenden Klosterwesens. Um das Jahr 360 hatte Basilius eine nicht geringe Anzahl Schüler um sich versammelt, deren Eintracht, lieblichen Psalmengefang, nüchternes und arbeitsvolles Leben Gregor von Nazianz bei Gelegenheit eines Besuches nicht genug zu loben wußte. Ihr Brot, sagt er, sei so hart gewesen, daß man die Zähne daran zerbrochen, und der Mangel so groß, daß, wenn die sorgsame Mutter Emmelia nicht geholfen, sie hätten vor Hunger sterben müssen.

In dieser Einsiedelei lagen die beiden Freunde auch dem Studium ob, und durch ihre gemeinsamen Bemühungen entstand die verdienstvolle Arbeit der „Philocalia“, einer Blumenlese aus den Werken des berühmten Origenes. Zugleich nahm Basilius auch schon damals an den Kämpfen gegen den Arianismus lebhaften Antheil. So machte er gegen Ende des Jahres 359 eine Reise nach Constantinopel, um Aetius zu bekämpfen. Im Jahre 364 empfing er von Eusebius von Cäsarea die Priesterweihe und verwalte nun das Presbyteramt an der Metropole Cappadociens, ohne jedoch die ascetische Lebensweise zu ändern. Bald aber stellte er seine hier mit ebensoviel Ruhm als Erfolg begonnene öffentliche Thätigkeit ein. Er that dies aus Liebe zum Frieden, der gestört zu werden drohte ob der Eifersucht, wie es scheint, des Bischofes, der von seinem Presbyter in Schatten gestellt zu werden fürchtete. Basilius verweilte jetzt wieder in seiner Einsamkeit in Pontus, während Gregor von Nazianz sich alle Mühe gab, zwischen ihm und dem Bischof eine Ausöhnung zustande zu bringen. Diese ward beschleunigt durch die Noth der Zeit.

Als der wüthende Arianer Valens zur Herrschaft über den Orient gekommen war, sollte der Arianismus durch alle Mittel der Staatsgewalt ebenfalls zur Herrschaft gebracht werden. Der häretische Kaiser bereiste alle Provinzen, um durch persönliches Eingreifen der Irreligösen zum Siege zu verhelfen. Der Metropolitanstuhl von Cäsarea war einer der wichtigsten Posten im Gebiete der Kirche und der Kaiser setzte alles daran, ihn für die Kezerei zu erobern. Diese Gefahr der Kirche hieß alles Persönliche vergessen; Basilius trat wieder ein in den Dienst der Kirche und ward dem Bischof alles in allem, und

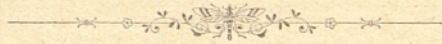
dieser hinwiederum ließ sich ganz von Basilius leiten. Der ebenso gewandte als glaubensstarke Basilius schlug die Angriffe der Arianer siegreich zurück und machte Cäsarea zu einem gewaltigen Bollwerke des kirchlichen Geistes. Um dieselbe Zeit brach daselbst eine furchtbare Hungersnoth aus; bei dieser verwendete Basilius das durch den Tod seiner Mutter ihm zugefallene Vermögen dazu, den Nothleidenden Hilfe zu schaffen, und verstand es zugleich, durch eindringliche Mahnreden die Vorrathskammern der Reichen zugunsten der Armen zu öffnen.

Im Jahre 370 starb Bischof Eusebius, und Basilius wurde zu seinem Nachfolger gewählt. Gregor, Bischof von Nazianz, der die Wahl am meisten befürwortet hatte, ertheilte ihm die Weihe. Er begann seine Amtsführung mit Abstellung mancher Mißbräuche; diese gelang ihm um so leichter, weil er sich bemühte, wie Gregor sagt, in allem „der Beste zu sein, nicht es zu scheinen.“ Im Jahre 372 versuchte es Valens wiederum den Arianismus nach Cappadocien zu verpflanzen. Er betraute den Präfecten Modestus mit dieser Aufgabe. Modestus fuhr Basilius an, wie er es denn wagen könne, anders zu glauben als der Kaiser, und drohte ihm mit Confiscation, Verbannung, Marter und Tod. „Sonst nichts?“ erwiderte lächelnd der Heilige. „Von allem diesem trifft mich nichts. Wer nichts besitzt, dessen Güter können nicht eingezogen werden. Verbannung kenne ich nicht, denn ich bin überall auf Gottes weiter Erde zuhause. Marter kann an mir nicht haften, da ich soviel wie keinen Körper habe. Der Tod aber ist mir willkommen, denn er bringt mich schneller zu Gott.“ Betroffen durch diese Antwort, sagte der Präfect: „Niemand hat bis heute mit mir so und mit solchem Freimuth gesprochen.“ „Du bist vielleicht“, erwiderte Basilius, „auch noch auf keinen Bischof gestoßen.“ Noch einige Aeußerungen machten es dem Präfecten klar, daß er den Bischof nicht mürbe machen könne, und er kehrte heim und berichtete dem Kaiser: „O Kaiser, wir sind überwunden von dem Vorsteher dieser Kirche. Er ist stärker als Drohungen, fester als Worte, kräftiger als Ueberredung.“ Valens verbot, dem Bischof irgend eine Gewalt anzuthun, und äußerte großes Verlangen, ihn selbst zu hören. Er begab sich am Feste der hl. drei Könige mit großer Begleitung in die Kirche und legte selbst Gaben auf den Altar. Bei einer Unterredung unter vier Augen wußte Basilius den Kaiser so zu gewinnen, daß dieser ihm in der Nähe von Cäsarea mehrere Landgüter schenkte, auf welchen der Bischof ein Armenhaus von solchem Umfange gründete, daß Gregor von Nazianz daselbe eine „neue Stadt“ nannte. Als auch jetzt die

Arianer noch nicht abließen, Valens zu Gewaltmaßregeln gegen Basilus zu drängen, ward gerade in der Nacht, als Basilus ins Exil abgeführt werden sollte, der Sohn des Kaisers plötzlich krank, und es fand sich keine Hilfe. Valens erblickte darin die strafende Hand Gottes, ließ Basilus an das Krankenbett des Sohnes kommen und sogleich war es mit dem Knaben besser.

So blieb Basilus in Cäsarea. Bald hatte er die Freude, auch dem Modestus in einer Krankheit beizustehen und die Gesundheit wiederzuschicken. So war Basilus eine brennende Leuchte der Gottes- und Nächstenliebe; aber indem dieses Licht die Welt erleuchtete und erwärmte, verzehrte er sich selbst. Die

strenge Ascese, der er sich geweiht, übte er fort als Priester und Bischof, und unter derselben schwand sein Leib in dem Maße, als sein Geist zum Riesengestirn ward. Schon im Jahre 374 nennt er sich einen Greis, und mit 48 Jahren hatte er schon keine Zähne mehr. Diese abgestorbene Hülle verließ nun der Riesengeist des Basilus am 1. Januar 379. An hunderttausend Menschen geleiteten seinen Sarg zu Grabe; Christen, Juden, Heiden weinten und klagten: „Unser Vater ist todt!“ — Die ganze Christenheit gab ihm in Bewunderung seiner Verdienste und Tugenden den Beinamen „der Große“ und ehrt ihn wegen seiner hinterlassenen Schriften als Kirchenlehrer.



Aus dem häuslichen Leben der alten Aegypter.

Wenn der Reisende durch die Städte und Dörfer des neuen mohammedanischen Aegyptens zieht, wird er nicht wenig betroffen, durch den Gegensatz, der zwischen dem Alltagsleben des Volkes von heute, und dem der Einwohner in alten Zeiten herrscht. Jetzt wird die Frau als eine bewegliche Habe angesehen, ohne Seele und Geist, das Eigenthum des Mannes, als ein Geschöpf, das im Harem eingeschlossen und wohl verwahrt werden muß. Einst war die Frau die Herrin des Hauses, geehrt und geachtet, frei, weit freier als eine griechische oder römische Matrone, und die Gefährtin und Freundin ihres Gemahls.

Heute findet man nur noch auf dem Lande reizende Bilder von Familienleben, das an jenes der alten Tage erinnert.

Im Leydener Museum ist ein sehr alter Papyrus, von Prof. Maspero übersetzt, der uns einen kleinen Einblick gewährt in das glückliche Verhältnis, das da herrschte zwischen Mann und Frau im alten Aegypten.

Ein gewisser Ankh—ra wurde sehr krank und sandte nach einem weisen Manne, seines Geschäftes ein Zauberer, damit er ihn heile. Der Zauberer erklärte sich aber zur Zeit unfähig zu der Ausübung seines Berufes, da seine vor kurzem verstorbene Frau Unglück über ihn gebracht habe, versprach jedoch einen Brief auf das Grab seiner Gemahlin niederzulegen, welchen ihr weiser Geist im Vorbeigehen

lesen und sich seiner erbarmen würde. In diesem Brief spricht Ankh—ra folgendermaßen zum Geist der Todten: „Was habe ich doch Böses gegen dich gethan, daß ich mich in einer so traurigen Lage befinden muß? Was habe ich dir angethan, daß deine Hand in solcher Weise auf mir lastet? Nie ist etwas Böses gegen dich geschehen. Von der Zeit, wo ich dein Gemahl wurde, bis heute, habe ich nie etwas gethan, was ich vor dir verbergen mußte. Du wurdest meine Frau, als ich noch jung war, und ich war stets mit dir. Ich habe dir niemals entsagt und deinem Herzen nie Kummer bereitet. Sieh' wenn ich die Fußsoldaten Pharaos zusammen mit seiner Wagenmacht commandierte, schickte ich nach dir, damit du kämest; und die Soldaten Pharaos's fielen vor dir nieder und brachten dir alle Arten von Dingen zum Geschenke dar. Wenn du krank darniederlagest an der Krankheit, welche dich heimsuchte, gieng ich zum Hauptdocteur und er bereitete dir einen Trank. Wenn ich Pharao gen Sünden begleiten mußte, waren meine Gedanken bei dir, und ich brachte jene Monate immer zu, ohne mich um Essen und Trinken viel zu kümmern. Wenn ich nach Memphis zurückkehrte, bat ich bei Pharao um Urlaub und begab mich zu dir. Nachdem du gestorben, trauerte ich aufrichtig vor meinem Hause um dich mit meinen Leuten.“

Von Heiratseremonien aus jenen alten Zeiten haben wir bis jetzt noch nichts in Urkunden aufge-

funden. Es folgt aber aus anderen Thatsachen, daß regelrechte Contracte geschlossen wurden, um die Ehe allgemein anerkannt zu machen.

Vielliberei war in den frühesten Zeiten nicht Sitte unter dem Volke. Nur die Könige hatten häufig mehr als eine Frau, wofür dann oft politische Gründe vorhanden waren. So nahm Ramses II. zu seinen zwei Weibern noch eine dritte hinzu, die Tochter des Königs Sititte, den zu besiegen ihm trotz alles Prahlens nicht gelungen war. Er erreichte nur eine ehrenvolle Allianz zwischen den beiden Parteien; die Annahme der Tochter Sititte zur Frau war zur Unterhaltung friedlicher Beziehungen geschehen. — In einem Grabe aus der XII. Dynastie in Abydos ist das Bild eines gewissen Ameni, der zur selben Zeit zwei Frauen heiratete, welche einander so liebten, daß die zweite Frau ihre drei Töchter nach der ersten benannte.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern scheint in jenen Tagen das schönste gewesen zu sein. Die Mutter stand in Ehren und die Kinder betrachteten sie als etwas Heiliges in der Familie. Der alte Schriftsteller Enna sagt: „Vergiß niemals, was deine Mutter für dich gethan. Wenn du sie vergessen möchtest, würde sie ihre Arme zu Gott erheben, und er würde ihre Klage erhören.“

Auch zwischen Vater und Kind herrschte der freieste und ungezwungenste Verkehr. Die Kinder gehorchten dem Vater, der sie immer an seiner Seite zu haben liebte, namentlich auf der Jagd und bei Belustigungen. Der größte Wunsch eines Vaters war, ein Kind zu haben, das, nachdem er ins göttlich verborgene Land gegangen, seinen Platz einnahm.

Bei der Abstammung der Kinder wurde aber merkwürdigerweise der Name der Mutter vor dem des Vaters angegeben, was wiederum für die Ehre spricht, in der die Mutter stand. In den ältesten Grabdenkmälern ist es nichts seltenes, das Bild der Mutter zu finden, während der Vater selten gemalt erscheint.

Die Kinder genossen bei den alten Aegyptern eine freie Erziehung. Da die Mutter die Herrin des Hauses und von ihrem Gemahle geliebt war, konnte sie ihren ganzen Einfluss auf die Kinder geltend machen. Bis zum 4. Jahre standen die Kinder ausschließlich unter der Aufsicht der Mutter; dann giengen die Mädchen ganz in die Schule der Mutter, während die Knaben dem Vater folgten. Die Kinder ergötzten sich mit verschiedenerei Spielzeugen, spielten Ball, giengen mit dem Vater und der Mutter zum Fischfang und vertrieben sich die Zeit mit netten Gliederpuppen. Die Denkmäler zeigen uns auch verschiedene Kinder mit zahmen Vögeln. So finden

wir ein kleines Kind mit einem zahmen Wiedehoppf spielend. Im Leydenmuseum sind zwei hübsche Spielgeräthe; das eine ist ein Krokodil, das seine Kinnladen aufeinander schlägt; das andere ist ein beweglicher Slave, der durch eine Schnur in Bewegung gesetzt in einem keilartigen Mörser Samenkörner zerstößt.

Die Kinder wurden früh in die Schule gesandt. Schon damals mußte der Stock bei mangelndem Eifer nachhelfen. „Die Ohren eines jungen Mannes sind auf seinem Rücken“, sagt ein alter Weiser aus Theben, „schlaget sie und sie werden hören.“

Die Aegypter liebten die Wissenschaft sehr. Der alte Duan sagte zu seinem Sohne: „Ich möchte, daß du die Wissenschaft gern hast wie deine Mutter. Der, welcher sich bemüht hat, aus ihr Nutzen zu ziehen von seiner Kindheit an, wird in Ehren stehen. Wenn du einen einzigen Tag in der Schule nützlich gelernt hast, so ist das für alle Zeit, denn die Geistesarbeit ist dauerhaft wie die Berge.“ Einige Schulbücher aus alten Tagen, sbet genannt, sind noch vorhanden; sie enthalten meistens Morallehren, praktische Lebens- und Anstandsregeln. Mit der Eintönigkeit dieser Instructionen wechselte das Abschreiben von Büchern und Briefen.

Zum Unterschied vom modernen Aegypter war der alte Liebhaber von Thieren und Sportsmann. Man sieht ihn oft von einer Art Windhund begleitet ausgehen; jedenfalls that dieser gute Dienste auf Wüstentouren; auch einen kleinen spitzohrigen Finscher sieht man hier und da in seinem Gefolge. Einer der alten Pharaonen hieng so sehr an seinem Hunde, daß er ihn auf einer Steinplatte malen und seinen Namen darunter schreiben ließ. Gezähmte Affen und Paviane wurden auch gern gehalten, und während ein Prinz so sehr seine Gazelle liebte, daß er sie einbalsamieren und mit sich begraben ließ, war der Liebling eines Königs ein Löwe, der nie von seiner Seite wich und ihm sogar in den Krieg folgte, wo er am Eingange des königlichen Zeltes bei Nacht schlief.

Die Jagd auf Hyänen, Gazellen, Hasen, Stachelschweinen war ein beliebter Zeitvertreib der reichen Landbesitzer. Die Jagd wurde zu Fuß unternommen, und als Waffe diente ein Seil, an dessen Ende eine schwere Kugel angebracht war. Das Schießen mit Pfeil und Bogen scheinen die Aegypter nicht geliebt zu haben, was sich daraus erklären läßt, daß man nicht auf die Jagd gieng, um zu tödten, sondern um zu fangen.

Ein anderer Zeitvertreib war der Vogelfang in den Sümpfen mit Lockvögeln und Wurfstöcken. Bei diesen Jagden waren gewöhnlich auch Frau und

Kinder dabei — aber immer mit der unzertrennlichen Rahe. Was die Frauen dabei thaten, daraus kann man nicht leicht klar werden.

Gewagte Jäger machten sich an Flusspferde und Krokodile. Die Jagd des Löwen scheint dem König

vorbehalten gewesen zu sein. Der König Amenhetez soll mit seiner eigenen Hand 110 Löwen erlegt haben, während der ersten zehn Jahre seiner Regierung.

Aus dem Missionsleben. Befehrungen von Negerclaven.

Ein Missionär schreibt uns: Vor mehreren Jahren wurden in unserer Negercolonie Geziret unter andern eine Negerin und deren Zwillingstöchter getauft. Da ihre Befehrung viele Mühe kostete und endlich durch besondere Gnade des Himmels erwirkt wurde, so versuche ich es, unsern Wohlthätern kurz diese Befehrungsgeschichte zu erzählen.

Geboren im volkreichen Stamme der Dinka-Neger am Weißen Nil, wurde die Negerin als Mädchen von Sklavenjägern geraubt. Nach zahlreichen traurigen Wechselfällen kam die Sklavin in die Hände des Fürsten von Teghele, einem Gebirgslande südlich von Kordofan. Als im Jahre 1882 der Mahdi sich erhob und so vielen Fürsten des Sudan ein trauriges Ende bereitete, wurde auch der Fürst von Teghele eingefangen, aller seiner Habe beraubt und erlag bald nachher dem Gram. Seine Sklaven fielen in die Hände theils von Händlern, theils des Mahdi. Unsere Negerin wurde mit andern Leidensgenossinnen verkauft und nach Tokar, etwa 29 Meilen südlich von Suakin, geschleppt. Dort zog sie die Augen eines aus Darfur stammenden Faki oder muslimännischen Religionsdieners auf sich, der sie kaufte und zur Frau machte. Dieser Faki, Namens Saleh, war in Mekka erzogen worden. Als fanatischer Muslimann zwang er die Negerin zur Annahme seiner Religion, die von nun an den muslimännischen Namen Fadel-Kerim führte. Aus der Ehe entsprossen ein Knabe, der bald nach der Geburt starb, und zwei Mädchen als Zwillinge, welche im Fastenmonat Rhamadan 1890 geboren wurden. Sieben Tage nach ihrer Geburt starb der Vater. Für die Witve mit den Zwillingen war dies ein derber Schlag. Aber Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich. Eben der Tod des Vaters und Gatten sollte den Weg zur Befehrung und Rettung dreier Seelen öffnen. So lange der fanatische Faki lebte,

würde die Negerin nie mit Christen in Berührung gekommen sein, und selbst diese wäre fruchtlos geblieben. Hatte doch Fadel-Kerim selbst von ihrem Gatten so viel religiösen Fanatismus eingesogen, daß dadurch auch nach dessen Tode ihre Befehrung ungemein erschwert wurde, wie wir sehen werden.

Die Negerin verbrachte den Fastenmonat in Tokar. Was sollte sie nun thun? Es stand ihr bevor, von irgend einem habgierigen Araber aufgegriffen, sammt ihren Zwillingen zur Sklavin gemacht und verkauft zu werden. In dieser Noth nahm sich ihrer ein Negerfeldat an, welcher dem Blutbade in Chartum entronnen und auf Befehl des Mahdi als Soldat nach Tokar gesandt worden war. So war sie einstweilen gerettet vor Sklaverei. Aber noch mehr. Sie sollte auch aus der Tyrannei des Mahdi-Reiches befreit werden. Bald nachher nahmen die ägyptischen Truppen Tokar ein, wobei zahlreiche Neger im Lager der Dermische in ihre Hände fielen. Unter den Gefangenen befand sich auch Fadel-Kerim mit den Zwillingen und ihr Beschützer. Die Gefangenen wurden nach Suakin geführt. Dort gab sich die Mutter als Gattin des Negerfeldaten aus, und in dieser Eigenschaft gelang es ihr, mit ihren Zwillingen nach Kairo zu kommen. Nach längerem Aufenthalte in Kairo erfuhr der Negerfeldat, daß die Mission in Chartum in der Nähe eine Negercolonie besitze. Um sich seine drei Schützlinge vom Halse zu schaffen, rieth er der Negerin, in der Colonie Aufnahme zu suchen. Aber ihre Anhänglichkeit an die muslimännische Religion und ihr Haß gegen die Christen war so groß, daß sie mit Entrüstung das Anerbieten zurückwies. Da nun ihr Beschützer sie von sich wies, zog sie es vor, lieber bei der großen Nilbrücke zu betteln, als in der Mission Zuflucht zu suchen. So sah man sie Monate lang täglich an der Brücke mit muslimännischen Formeln die

Passanten anbetteln, während die Zwillinge die magern Händchen nach ihr ausstreckten. Sie sagte, lieber wolle sie an der Brücke Hungers sterben, als in der kaum 10 Minuten entfernten Negercolonie Hilfe suchen.

Indessen war eine ihrer Mitgefangenen von Tokar in unsere Colonie eingetreten. Als diese sah, wie gut die Neger in der Colonie behandelt werden, begab sie sich zur Bettlerin und suchte sie zu bewegen, dort Hilfe zu suchen, wo sie selbst dieselbe so liebevoll gefunden hatte.

Aber alles war umsonst. Da griff Gott mit Heimsuchungen ein, um den Fanatismus der Negerin zu beugen. Fadel-Kerim wurde von schwerer Augenkrankheit befallen. Ein christlicher Syrier fühlte sich zu Mitleid bewegt und pflegte sie persönlich einige Tage lang. Als der gute Samaritan sah, daß das Uebel statt nachzulassen immer noch heftiger wurde, und die Zwillinge selbst anfiengen, an der gleichen Krankheit zu leiden, beschloß er, sie in das arabische Spital zu bringen. Er selbst nahm es auf sich, sie dorthin zu führen und ihr Aufnahme zu verschaffen.

Indes ersuchte die Mitgefangene in der Colonie die Oberin, abermals einen Versuch machen zu dürfen um die bittende Negerin zur Mission zu bringen. Mit einer christlichen Negerin machte sie sich auf den Weg und suchte sie an der Brücke. Nachdem sie erfahren hatte, daß die Arme im Spital krank sei, gieng sie dorthin, einmal, zweimal und wiederholt, sprach ihr von der guten Behandlung in der Mission, von den vielen christlichen Negern, aber immer vergebens. Die Hartnäckige hoffte baldige

Heilung im Spital und war entschlossen, nachher weiter zu betteln. Aber Gott, der das Heil der drei Seelen wollte, fügte eine weitere Enttäuschung. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte im Spital erklärte der Arzt, daß nur von einer Operation Heilung zu hoffen sei, daß aber die Operation nicht gemacht werden könne, da die Kranke die Zwillinge säugen müsse, daß folglich keine Heilung zu erwarten sei.

Nachdem sich die Arme auf diese Weise verlassen sah, begann sie endlich an die Mission zu denken.

Bereits erblindet kam sie im Novemb. 1890 in die Colonie Geziret. Man brachte ihr sofort eine Reisuppe. Kaum hatten die Zwillinge, die etwa acht Monate zählten, dieselbe gesehen, als sie schreiend ihre magern Händchen ausstreckten und mit solchem Appetit zu essen begannen, daß die Umstehenden weinen und zugleich lachen mußten.

So blieben die drei Armen im Institut der Schwestern. Trotz der liebevollen Pflege blieb jedoch die blinde Mutter hartnäckig in ihrem Hass gegen die Christen. Mit unglaublicher Hartnäckigkeit blieb sie der muselmännischen Religion treu und verabscheute jene der Christen, von deren werthtätiger Liebe sie und ihre Kinder lebten. Oft waren die Schwestern in



Ein junger Sudanese.

Angst, alle drei wieder zu verlieren. In dieser Noth beschloß sie nun, im März dieses Jahres eine dreitägige Andacht zum heiligen Joseph, dem Schutzpatron der Negercolonie Geziret, zu verrichten, um durch ihn die Gnade zu erlangen, jene drei Armen nicht zu verlieren. Der mächtige Heilige bewies die Kraft seiner Fürsprache. Die Blinde verlangte selbst nach der hl. Taufe. Man schob die-

selbe für den Augenblick noch auf mit Rücksicht auf ihre bewiesene Hartnäckigkeit. Im Frühjahr erkrankte sie auch noch an der Schwindsucht. Nachdem die Kranke fortwährend nach der hl. Taufe sich sehnte und darum bat, wurde sie am 4. September d. Js. auf ihrem Krankenlager auf den Namen Cäcilia getauft. Mit ihrer Einwilligung und auf ihre Bitten hin wurden bald nachher, nämlich am 8. September dem Feste Mariä Geburt, auch ihre Zwillingstöchter durch die hl. Taufe im Glauben mit der Mutter vereint. Weiß gekleidet wurden sie zur Kirche geführt. Es war rührend zu sehen, wie die Zwillinge ihre schwarzen Köpfe neigten, um das Taufwasser zu empfangen. Beide, mit den Namen Agnes und

Emmerenziana, sind kohlschwarz wie ihre Mutter und alle Dinka-Neger, von ovalem Gesicht, regelmäßigen Zügen, etwa 1½ Jahre alt. Ruhig und verständig, beten sie bereits mit den Mädchen in der Kirche. Agnes und Emmerenziana sind mit großer Liebe ihrer Mutter Cäcilia zugethan.

Diese kurze Geschichte zeigt deutlich, wie schwer es ist, vom Islam angesteckte Neger zu bekehren. Täglich machen wir dieselbe Erfahrung. Ein unschätzbare Schritt zur Bekehrung der Neger besteht daher darin, dieselben soweit als möglich vor jeder Berührung mit dem Mohammedanismus und seinen Anhängern zu bewahren.



Vermischte Nachrichten.

Katholisches und protestantisches Missionsalmojen. In der letzten Zeit machten sich in verschiedenen katholischen Blättern und Zeitschriften Stimmen bemerkbar, die es beklagten, daß die Protestanten viel mehr für ihre Missionen thäten als die Katholiken. Diesen Aeußerungen stellen sich die Freiburger „Kath. Missionen“ in ihrer letzten Nummer entschieden entgegen und beweisen in geschickter Weise gerade das Gegentheil. Aus der ganzen Masse des Beweismaterials erlauben wir uns einige Daten anzuführen.

Nach den jährlichen Rechenschaftsberichten der protestantischen Missionsvereinigungen betragen heute die jährlichen Gesamteinnahmen protestantischer Missionsgesellschaften rund 55 Mill. Mark, und darauf thun sich die Protestanten viel zugute. Die „Kath. Missionen“ machen nur eine Stichprobe mit Beschränkung auf das katholische Deutschland; sie führen die Einnahmen der Missionsvereine an und kommen zu dem Resultate, daß „auf jeden deutschen Katholiken etwa 15½ Pfennig jährliche Missionsalmojen, während nach den „Evang. Missionen“ (1896, S. 239) auf jeden deutschen Protestanten bloß 9 Pfennig kommen“. — Und da wurden noch die Gabenlisten der zahlreichen Missionschriften, die Sammelisten, die gelegentlichen Sammlungen, die Privatcolleccien und die indirecten Missionsgaben nicht in Anschlag gebracht.

Zum Schlusse wird folgende Zusammenstellung citirt, welche Hr. Dr. Baumgarten in einer

Sectionssitzung des fünften internationalen Congresses katholischer Gelehrten mitgetheilt hat: „Es haben aufgewendet der Verein zur Verbreitung des Glaubens 275 Mill., Bonifazius-Verein 36 Mill., Kindheit Jesu-Verein 87 Mill., Afrika-Verein deutscher Katholiken 1½ Millionen, St. Ludwigs-Missionsverein 18.400.000, Verein vom hl. Lande 340.000, Schutzengelverein 410.000, Verein für Knechtsteden 105.000, Verein für arme Negerkinder in Centralafrika 580.000, St. Petrus-Claver-Sodalität 530.000, Leopoldinenstiftung 1,100.000, Verein für katholische Schulen des Orients 3,640.000, Oeuvres des parants (Vereine, welche für die Reisekosten und Ausstattung der Missionäre aufkommen) 1,600.000, Antislaverei-Verein 120.000, Charfreitagssammlung für das hl. Land 500.000, Epiphaniesammlung für die Missionen 2 Mill., unbekannte Vereine 5 Mill., Sonderausgaben in Deutschland 2 Mill., in anderen Ländern 20 Mill., Propaganda 100 Mill., Ausstellungen 11 Mill., Vermögen der Missionäre 23 Mill., Directe Zuwendungen an die Missionäre 15 Mill., Erziehungsgelder 95 Mill., Gaben des hl. Stuhles 22 Mill., zusammen 721,825.000 Mark. Ueberdies wurden noch verwendet, was ziffermäßig nicht belegt, sondern nur schätzungsweise angegeben werden kann, im ganzen 780 Mill. Mark.“ Der gesamte Aufwand der Katholiken für diese Zwecke beziffert sich also auf 1½ Milliarden Mark. Zu diesen Ausführungen Dr. Baumgartens fügten die „Kath. Missionen“ hinzu: „Die jährliche Durch-

schrittsziffer der katholischen Missionsalmsen betrug somit im 19. Jahrhundert 15 Mill. Mark. Dagegen ist festzustellen, dass die protestantischen Missionsgelder erst seit ungefähr 1860 sich allmählich zu jenen Riesenzahlen zu steigern begannen, die man uns so gerne triumphierend oder vorwurfsvoll entgegenhält (1799 : 200.000 Mk.; 1820: 2,400.000; 1830: 4,300.000; 1845: 12,600.000; 1859: 18,400.000; 1880: 24 Mill.; 1889: 42,600.000; 1899 rund 55 Mill. Mark). Die Richtigkeit dieser Ziffern sei dahingestellt. Es bliebe uns noch übrig, zu zeigen, dass die Größe der Ziffern nicht ohne weiteres den Maßstab größerer Opferwilligkeit bildet, und zu untersuchen, wie viel von den auf beiden Seiten aufgebrauchten Mitteln dem eigentlichen Missionswerke wirklich auch zugute kommt.“ —

Statistisches aus den Missionsländern.

Das Pariser Seminar für auswärtige Missionen (gegr. 1663) wirkt in Japan, Korea, China, Birma, Siam, Malai-Halbinsel und Südindien. Trotz der Wirren in China hat die Mission dennoch große Erfolge aufzuweisen. Nach dem Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Jahr in den „Missions Etrangers“ zählen die sämtlichen Missionen 1,254.068 Katholiken. In die apostolische Arbeit theilen sich 35 Bischöfe, 1159 europäische Missionäre, 612 eingeborne Priester, 2428 einheimische Katechisten. Die Mission zählt 41 Seminaristen mit 2152 eingebornen Zöglingen, 2828 Elementarschulen mit 91.430 Schülern. Tausen wurden im Vorjahre 179.275 gesendet (137.958 an sterbende Kinder, 43.205 an Kinder christlicher Eltern, 38.112 an Erwachsene), 34.240 Firmungen, 10,178 Trauungen, 1,464.433 Beichten.

Ueber die Indianer-Mission in den Vereinigten Staaten bringt das Bureau für Indianer-Missionen folgenden Bericht; Unter den 246.555 Indianern der Verein. Staaten wirken in 14 Missionsgebieten 7 männliche Genossenschaften (Franciscaner, Kapuziner, Benedictiner, Prämonstratenser, Jesuiten, die Gesellschaften vom Hl. Kreuze und Göttlichen Erlöser) mit zusammen 87 Priestern und 11 weibliche Genossenschaften. Katholiken zählt die Mission 99.338 mit 154 Kirchen und 68 Schulen mit 4687 Schülern; Tausen gab es im abgelaufenen Jahre 5351, davon 331 von Erwachsenen.

Zur Beleuchtung der Fortschritte der katholischen Kirche im britischen Reiche stellen die „Catholic Missions“ bei Australien und Britisch-Nordamerika interessante Vergleiche an. So zählte Australien:

1870 2 Erzbisch., 13 Bisch., 246 Priester, 331.956

Kathol., 1899 6 Erzbisch., 17 Bisch., 930 Priester, 793.215 Katholiken.

Britisch-Nordamerika:

1840 1 Erzb., 6 Bisch., 470 Priester, 415 Kirchen, 822.000 Kathol., 1899 7 Erzbisch., 22 Bisch., 2825 Priester, 1845 Kirchen, 2,255.600 Katholiken.

Die deutschen Bestrebungen im Auslande.

Von den 84,799.000 Deutschen, welche auf der Erde zerstreut sind, leben in dem geschlossenen deutschen Sprachboden Mitteleuropas 68,612.000; die übrigen 16,187.000 vertheilen sich auf das übrige Europa und die anderen Welttheile folgendermaßen:

Europa:

Ungarn	2,152.000
Serbien	6.400
Rumänien	50.000
Bulgarien	3.600
Türkei	15.000
Griechenland	1.000
Italien	50.000
Spanien	3.000
Portugal	1.000
Dänemark	50.000
Skandinavien	7.000
Großbritannien	100.000
Russland	2,000.000
<hr/>	
	4,439.000

Asien:

Russisch-Asien	30.000
Türkisch-Asien	5.000
China	2.300
Japan	1.000
Südafien	50.000
<hr/>	
	88.300

Afrika:

Deutsch-Afrika	3.600
Südafrika	602.000
Ägypten	7.000
Algier u. s. w.	10.000
<hr/>	
	622.600

Amerika:

Vereinigte Staaten	10,000.000
Die übrigen Staaten Nord-	
Amerikas	407.000
Mittelamerika	8.000
Westindische Inseln	10.000
Südamerika	495.000
<hr/>	
	10,920.000

Australien:

Australien und Neuseeland	106.500
Deutsche Südsee	3.000
	<hr/>
	109.500

In außerdeutschen Ländern rund 16,187.000.

Nicht minder interessant sind die Ziffern der deutschen Bevölkerung in den verschiedenen außerdeutschen Staaten, so in

Rußland:

Lodß	110.000	Warschau	15.000
Riga	102.000	Reval	13.000
Petersburg	63.000	Odeffa	12.000
Moskau	30.000	Kiew	7.000
Mitau	16.000	Bernau	3.400
Dorpat	15.000		

Rumänien:

Bukarest	11.000
----------	--------

Vereinigte Staaten:

New-York	583.000	Rochester	43.000
Chicago	407.000	Louisville	35.000
Philadelphia	180.000	Alleghany	32.000
St. Louis	168.000	Toledo	30.000
Milwaukee	135.000	Neu-Orleans	29.000
Cincinnati	121.000	Boston	27.000
Buffalo	106.000	Hoboken	25.000
Cleveland	104.000	Omaha	22.000
Baltimore	101.000	Minneapolis	21.000
Detroit	88.000	Indianapolis	20.000
St. Francisco	71.000	Albany	19.000
Newark	67.000	Kansas City	16.000
Jersey City	65.000	Washington	16.000
Pittsburg	65.000	Denver	14.000

Kanada:

Berlin	3.150	Hamilton	2.330
Lüneburg	3.092	Halifax	2.300
Williamsburg	2.725	Waterloo	1.650

Brasilien:

Porto Allegro	6.000	Curitia	5.000
San Leopoldo	5.000	Joinville	3.000
Rio de Janeiro	5.000	San Paulo	3.000

Diese Verbreitung des deutschen Mannes in allen Ecken und Enden der Erde hatte zur Folge, daß sich in der letzten Zeit in der deutschen Heimat Vereine und Verbände bildeten, die sich einerseits die Organisation und die Pflege der Zusammengehörigkeit der Deutschen zum Ziele machten, andererseits in die Auswanderung und die Colonisation ein einheitliches System zu bringen suchten. Zu nennen sind unter die ersteren besonders:

Die Deutsche Colonial-Gesellschaft in Berlin mit 8 Gauverbänden und rund 340 Ortsgruppen im In- und Auslande hat zum Zwecke, den wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhang der Deutschen im Auslande mit dem Vaterlande zu erhalten und zu kräftigen.

Ein anderer ähnlicher Verein ist der Alldeutsche Verband mit dem Sitz in Berlin. Er zählt 20.000 Mitglieder in 184 Ortsgruppen, von denen 25 im Ausland sich befinden. Ein politischer Verein der schärfsten Tonart, der mit der österreichischen Schönererpartei sehr warme Beziehungen unterhält; specifisch protestantisch unterstützt der Verein die „Los von Rom“-Bewegung.

Zu der zweiten Classe gehört der Central-Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. Der Verein stellt sich zur Aufgabe, über die Natur- und gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angesiedelt sind, Aufklärung zu gewinnen und zu verbreiten. Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse des Auslandes ist der Verein bestrebt, die Auswanderung nach den Ländern abzuleiten, welche der Ansiedelung Deutscher günstig sind, und in welchem das deutsche Volksbewußtsein sich lebendig zu erhalten vermag. Der Verein sucht auch durch Errichtung von Handels- und Schifffahrtsstationen die Begründung deutscher Colonien zu bewirken.

Der Centralverein veranstaltete mehrere bedeutende Ausstellungen, wie z. B. die deutsch-brasilianische Industrie-Ausstellung in Porto Allegro im Jahre 1880; die brasilianische Ausstellung zu Berlin 1882; die mexikanische Ausstellung zu Berlin 1884; die südamerikanische Ausstellung zu Berlin 1886; die Ausstellung portugiesischer Weine zu Berlin 1888. Eine lebhaft Agitation entwickelte der Centralverein für die Beschickung der Weltausstellung in Sidney und Melbourne 1879, 1880 sowie 1889, durch welche dem deutschen Handel der australische Markt in erfolgreichster Weise erschlossen wurde. Ende der siebziger Jahre brachten die Mitglieder des Centralvereins die Mittel auf, durch welche der Südhandel, speziell der von Samoa, dem deutschen Unternehmungsgeiste erhalten blieb. In gleicher Weise und mit gleichen Erfolgen hat der Centralverein auch für die Beschickung der Weltausstellung in Antwerpen 1885 agitiert. 1886 veranstaltete der Centralverein die deutsche Handelsexpedition nach dem Mittelmeer und Maroffo, durch welche der deutsche Handel nach letzterem Lande eine kräftige Förderung erhielt, so daß er jetzt um das 30fache gestiegen ist. Seit 1890 gieng von dem Centralverein die Begründung der

„Atlaslinie“ aus, durch welche Hamburg mit sämtlichen Häfen durch regelmäßige Fahrten verbunden wurde.

Im Jahre 1897 bildete sich in Hamburg die Hanseatische Colonisations-Gesellschaft und erwarb im Staate St. Catharina in Brasilien Ländereien im Umfange von 650,000 ha (größer als österr. Schlesien.) Die Ländereien werden in Lose von durchschnittlich 25 ha vermesseu und an Ansiedler verkauft. Das Gesellschafts-Capital beträgt zur Zeit 1,150.000 Mark mit der Berechtigung der Erhöhung auf 1½ Millionen Mark.

In den letzten Jahren bildeten sich noch andere Gesellschaften, welche theils in Berlin, theils in Hamburg ihren Sitz haben und ähnliche Zwecke verfolgen, wie die bereits benannten; wir wollen sie nur kurz anführen:

Südamerikanische Land- u. Hypotheken-Gesellschaft in Berlin mit einem Stammcapital von 2 Millionen Mark.

Plantagen-Gesellschaft Clementina in Hamburg. Stammcapital 1½ Mill. Mark.

Dsula Rochela Plantagen-Gesellschaft in Hamburg. Grundcapital 3 Mill. Mark.

Guatemala-Plantagen-Gesellschaft in Hamburg. Grundcapital 2 Mill. Mark.

Rio Grande Nordwest-Bahn-Gesellschaft. Capital 890.000 Mark. (Verfügt über eine Colonisationsfläche von 1,200.000 ha, von denen ein Drittel durch Deutsche, zwei Drittel durch andere Nationen besetzt werden müssen.)

Karang-Gesellschaft in Dresden. Capital 598.000 Mark. (Zweck: Colonisation der Plantage Karang auf der Ostküste von Sumatra.)

Deutsche Palästina-Bank.

Société du chemin de fer Ottoman d'Anolie mit dem Sitz in Constantinopel und dem nominellen Actiencapital von 60 Mill. Francs. (Hat zum Zwecke den Betrieb der kleinasiatischen Eisenbahnen Haïdar-Pacha-Eskischeher-Angora mit mehreren Zweigbahnen.)

Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedelungen in Palästina.

Ostasiatischer Verein. (Zweck: Bildung eines unabhängigen Mittelpunktes für die Vertretung und Förderung deutscher Handels- und Industrieinteressen in Ostasien.)

Alle diese Vereine haben bereits Großes geleistet für die deutsche Sache im Auslande, sowie für die materielle Wohlfahrt des deutschen Volkes, aber gewiss ist auch die Thatsache, daß sie aus dem evangelischen Boden herauswachsen und indirect die evangelische Propaganda fördern. Wir können die

Thatsache wohl beklagen, dürfen aber jene darob nicht anklagen, sondern müssen bekennen, daß auch da der Anspruch der hl. Schrift über die „Kinder der Finsternis“ und die „des Lichtes“ seine Gültigkeit hat. Die deutschen Katholiken haben eben für ihre Einigung und Organisation im Auslande beinahe soviel wie nichts gethan — wenn wir von dem St. Raphael's- und dem St. Josephsverein (Näheres siehe „Stern der Neger“ I. Jg. S. 148) absehen, — die zwar brav arbeiten, aber doch über zu geringe Betheiligung zu klagen haben.

Wäre es da nicht an der Zeit, daß auch katholischerseits ein Verband geschaffen werden möchte, der zum Zwecke hätte, in den deutschen Katholiken des In- und Auslandes das Bewußtsein der religiösen Zusammengehörigkeit zu wecken und zu pflegen, der aber auch die wirtschaftlichen und Handelsinteressen der katholischen Deutschen zu fördern verstünde? Daß auch das Letztere noththut, wird jeder einsehen, der die heutigen Verhältnisse nur einigermaßen kennt. Der Kampf ums Dasein und die Existenzfrage sind leider Gott, nur zu oft die Ursachen an dem religiösen Ruin der katholischen Auswanderer.

Wer wird diese wichtige Frage lösen?

Die Eingeborenen von Suakin. Das durch Typus, Sprache und Sitten merkwürdige Volk, welches den östlichen Sudan bewohnt, kann in folgende mehr oder minder große Stämme getheilt werden: Beni-Amer, Bischarin, Artega, Achraf, Hadendoa, Amarrar, D-Sofi. Ich berichte hier einiges über die letztern.

Suakin wird im Arabischen Sawakin geschrieben, während die Eingeborenen es Sofi und sich selbst D-Sofi nennen. Diese leben in Hütten, bestehend aus an Pfählen befestigten Flechten und Matten. Diese Hütten heißen „Bidaigauab“. Die D-Sofi sind zweifellos eine schöne Race. Sie bleiben im allgemeinen eher hinter unserer gewöhnlichen Statur zurück, obwohl ihre schlanke Figur, bedeckt mit dem losen, weißen und toga-artigen Umwurf, sowie ihr hochaufgerichtetes buschiges Haar sie hochgewachsener erscheinen lassen als sie sind. Draußen, in den Ebenen und Steppen zeigen sie große Ausdauer im Laufen und Steigen und sind flink wie Jagdhunde; aber in der Stadt sind sie träge und zu nichts gut. Ihre Nahrung ist fast ausschließlich vegetabilisch, gemischt mit Fisch und zeitweise mit etwas Fleisch. Innerhalb ihres engen Hafens sind sie sehr geschickte Fischer und Bootfahrer.

Es ist wirklich interessant, die Physiognomien dieser Leute zu studieren. Man entdeckt leicht das Vorhandensein von Negerblut an der Dicke der Nase

und Lippen u. s. w. Ebenso leicht lassen sich zwei unterschiedliche Typen feststellen, jener der Scheiks und jener der untern Classen. Manches Scheik-Gesicht ist fast so vollkommen und feingepägt, als das irgend eines Kaukasiers. Die Nase ist fein und delicat, die Augenlider sind geschwungen, Lippe und Kinn scharf geschnitten. Hände und Füße sind klein und schön geformt. Das Haar ist lang, aber nicht wollig oder gekraust wie jenes der Neger. Es ist gewöhnlich in drei Theile getheilt, wovon der mittlere auf dem Scheitel senkrecht emporragt, während die andern zu beiden Seiten dichte Büschel bildene Manche rasieren das Haupt und tragen einen Turban. Die Hauptfarbe ist tiefes Braun, aber nicht schwarz; andererseits ist sie nie hell, wie jene vieler arabischer Beduinen.

Der Gesichtsausdruck der unteren Classen ist entschieden weniger fein und schön.

Geradezu einnehmend hübsch sind fast durchwegs die Kinder, besonders die Knaben. Macht man einen Gang zwischen den ohne Ordnung aufgereihten Hütten, so sieht man in allen Ecken und Winkeln Kinder austauschen und schnell wieder verschwinden. Schlanke Knaben, theils völlig nackt, theils nur mit einem Lumpen umgürtet, mit regelmäßigen Zügen und völlig kaukasischen Gesichtern, mit lebhaften, leuchtenden Augen und einnehmendem Ausdruck schlüpfen gleich jungen Gazellen umher. Aber gleich diesen sind sie scheu und furchtsam, sie verschwinden beim Anblick des Fremden schnellstens im undurchdringlichen Dunkel ihrer Hütten. Noch viel scheuer sind die Mädchen. Selbst die Erwachsenen schließen sich allen gegenüber, welche nicht zu den Eingeborenen gehören, ab. Dies ist der Grund, weshalb es so schwer ist, deren Sitten und Gebräuche genau kennen zu lernen. Nach jahrelangem Aufenthalt unter ihnen gelingt es kaum, je das Dunkel ihrer Hütten zu durchdringen und ihr häusliches Leben und Treiben genau zu studieren. Man hört das Geschrei der Kinder, das Singen der Bettler, die Stimmen der Männer und Frauen, aber was im Innern vorgeht, bleibt Geheimnis. Wie sehr sie sich aber Fremden gegenüber abschließen, ebenso mittheilbar sind sie unter sich. Die geringste Neuigkeit macht schnell unter ihnen die Kunde, ohne dass man nur erfährt, auf welche Weise

dies möglich ist. Was Einer weiß, wissen im Nu alle. Auffallend ist der freie Verkehr der Jugend beiderlei Geschlechtes, ohne dass man von Ausschreitungen zu hören bekommt.

Die Zahl der Eingeborenen hat seit der Mahdi-Rebellion bedeutend abgenommen. Seitdem Suakin die Operationsbasis gegen die Dermische des östlichen Sudan geworden und die Regierung in englische Hände gelangt ist, geht eine wichtige Aenderung vor sich. Alljährlich entstehen an Stelle der Mattenhütten mehr oder minder ausgedehnte Steinbauten, die Zahl der Hütten schmilzt immer mehr zusammen. Die Eingeborenen, aus ihren alten Sizen vertrieben, ziehen sich auf das Festland oder in die Steppe zurück. Wenn dies so fortgeht, so wird bald der Tag kommen, da auf der Insel Suakin jede Hütte verschwunden sein wird. Die D-Sofi werden dann wohl in den ihnen verwandten Stämmen der Steppe aufgehen.

Aber auch auf die außerhalb der Stadt wohnenden Stämme bleibt der Aufstand nicht ohne Einfluss. Diese Umwälzung bedeutet zweifellos eine wichtige Epoche in ihrer nationalen Geschichte. Einzelne kleinere Stämme, welche sich dem Mahdi angeschlossen haben, sind ganz vernichtet worden oder sind nur mehr durch einige Weiber und männliche Kinder vertreten. Ganze Bergdistrikte sind entvölkert worden. Die Autorität großer Scheiks wurde gestürzt und die Zukunft ist in den Händen einzelner weniger mächtiger Scheiks und Stämme, welche sich der Rebellion und des Kampfes enthalten haben, und die in Folge dessen viel stärker sind als vorher. Andere benutzten die Umwälzung, um sich der Regierung dienstwillig zu zeigen, welche ihrerseits die Scheiks mit Auszeichnung behandelte und mit Ehren überhäufte. Auf diese Weise kamen Scheiks und Stämme zu Ansehen, welche bislang eine sehr untergeordnete oder gar keine Rolle spielten. Daraus ergeben sich auch wichtige Aenderungen für die ethnographischen Verhältnisse im östlichen Sudan. Alle die Umwälzungen, welche durch den Aufstand des Mahdi im Ost-Sudan vor sich giengen, lassen sich heute noch gar nicht übersehen; dies wird erst möglich sein, wenn die Verhältnisse wieder in geordnete Bahnen gelenkt sind.



Kardinal und Bischof in unserem Hause.

Freitag, den 17. d. Mts., gegen 4 Uhr nachmittags, änderte das Missionshaus in Mähland bei Brizen plötzlich sein gewöhnliches, ruhig ernstes Aussehen; aus den Dachfenstern wagten sich nämlich, anfangs ganz schüchtern, dann aber fest und stolz fünf Fahnen heraus, um alsbald mit dem Winde zu spielen und ihre verschiedenen Farben, roth-weiß, gelb-weiß und schwarz-gelb der Sonne zum Grusse darzubieten. Und diese, vormittags noch hinter düsternen und dicken Wolken verschanzi, hatte gegen Mittag alles weggefeht, gleich als ob auch sie zum Feste mitwirken wollte. Aber was gab denn den Anlaß zu dieser festlichen Regung? Dem österr. Missionshause der Söhne des heiligsten Herzens sollte die Ehre zutheil werden, in seinen Mauern, leider nur für kurze Zeit, einen seiner besten und aufrichtigsten Freunde und Gönner, wie auch der ganzen österreichischen Mission von Centralafrika, empfangen und begrüßen zu können. Der hohe, aber nicht lange weilende Gast war Se. Eminenz der hochwürdigste Cardinal und Fürsterzbischof von Wien, Dr. Anton Gruscha, welcher auf seiner Rückreise aus Südtirol, wo sich hochderselbe seiner angegriffenen Gesundheit wegen einige Zeit zur Erholung aufgehalten, in Brizen als Gast Sr. Excellenz des hochwürdigsten Herrn Fürstbischöfes für einige Tage in der Hofburg Aufenthalt nahm. Das Missionshaus in Mähland und seine Insassen sehen und segnen zu können, war nicht einer der letzten Gründe, welche Se. Eminenz bestimmten, für einige Tage in Brizen zu bleiben.

Nach 4 Uhr nachmittags kam also Se. Eminenz in Begleitung des hochwürdigsten Herrn Fürstbischöfes von Brizen, Dr. Simon Richter, des fürsterzbischöfl. Secretärs und des Provincials der barmherzigen Brüder vorgefahren und wurde gleich am Eingange vom Obern des Missionshauses, P. Xaver Geysler, aufs ehrfurchtsvollste und innigste begrüßt. Im breiten Gange hatten sich inzwischen die Priester, die Scholastiker, Novizen, Laienbrüder und die Missionszöglinge zu beiden Seiten aufgestellt. Se. Eminenz begab sich mit seiner Begleitung sogleich in die Kapelle, wo bei seinem Eintritte ein von den Novizen vorgetragenes „Ecce Sacerdos ess“ kräftig angestimmt und gesungen wurde. Nachdem der hochwürdigste Herr Cardinal einige Zeit im Gebete zu-

gebracht hatte, hielt hochderselbe vom Altare aus folgende Ansprache:

Gelobt sei Jesus Christus!

Mit diesem Grusse begrüße ich euch, ehrwürdige Brüder und euch, ihr lieben Söhne des hlft. Herzens Jesu aus innerstem, liebevollstem Herzen. Schon längst war es mir ein lieber Gedanke, dieses Missionshaus zu besuchen, und es auch mit meinem Segen, verbunden mit dem väterlichen Segen eures hochwürdigsten Oberhirten, im Namen des göttlichen Heilandes segnen zu können. Ja — in Christo Geliebte — der Heiland, an dessen Altären wir täglich das hl. Messopfer vereint als Kinder der katholischen Kirche darbringen und aufopfern, er, dieser liebevolle Heiland, hat euch, in Christo Geliebte, zu einem großen, segensvollen Werke berufen. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke jener Stunde, in welcher vor vielen, vielen Jahren in Wien die Mission von Centralafrika unter dem seligen, verdienstvollen Vater Knoblescher, dem ersten Provicar, wieder aufgenommen und unter den Schutz unseres erhabenen Kaisers gestellt wurde. Was war das für eine freudige Stunde! Auch für mich, kann ich sagen. Warum wohl? — Weil ich so glücklich war, aus dem Rath. Gesellenvereine die ersten Arbeiter in dieses neue Missionsfeld nach Afrika senden und mit meinem Segen begleiten zu können.

Sie ruhen zum Theile, mit den Missionären vereint, dort unten im Grabe, aber ihre Seelen, für die wir unaufhörlich zum lieben Gott beten wollen, bitten auch heute noch für das große Werk ihrer geistlichen Väter und Brüder. Heute nun gibt mir der liebe Gott wieder die Gnade und Freude, dieses damals noch im zarten Keime, dieses in den ersten Anfängen begriffene Missionswerk im eigenen Hause begrüßen und segnen zu können.

Täglich wird hier an diesen Altären das heilige Messopfer, und zunächst gewiß für dieses hohe Missionswerk, dargebracht. Und wenn der Priester, euer geistlicher Vater oder dessen Stellvertreter, hintritt zum Altare Gottes, so betet er, wie ihr ja alle wißt, meine lieben Kinder: Introibo ad altare Dei — und ihr antwortet: Ad Deum, qui laetificat iuventutem meam. Ich darf wohl — nicht wahr,

liebe Zöglinge — solche Kenntnisse in der lateinischen Sprache bei euch schon voraussetzen, daß ich diese Worte nicht etwa in eurer Muttersprache oder in wer weiß was für eine andere Sprache übersetzen muß. Was ist es da für euch für eine große Freude, sagen zu dürfen in der Jugend: „Ich will hintreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut!“ Aber, liebe Kinder, wodurch erfreut denn der liebe Gott die Jugend? Doch ganz gewiß dadurch, daß wir ohne unser Verdienst, ja, daß wir vielleicht, ohne in früheren Jahren daran zu denken, berufen worden sind zu diesem großen Missionswerk, berufen worden sind als Priester oder Diener am Altare Gottes, und für das zeitliche und ewige Wohl unserer Mitbrüder und Mitschwester, ja auch noch deren Kinder, segensreich zu wirken. Nun sagt, meine Lieben, ist das nicht eine große Freude? O dankt, dankt dem lieben Gott dafür, und bleibet ihm auch dankbar durch den festen unerschütterlichen Entschluß, auch jetzt, und besonders jetzt in der Vorbereitungszeit, recht getreu nachzukommen und euch so vorzubereiten, wie sich euer göttlicher Heiland in seinem verborgenen Leben, in der 30jährigen Stille und Einsamkeit, vorbereitet hat auf seinen großen, hochheiligen Missionsberuf — vorbereitet hat auch für uns, denn für uns alle hat er im Elternhause gelebt, hat er geduldet und gelitten, ist er gestorben und siegreich von den Todten auferstanden, ist er, wie die Kirche es gestern erst gefeiert, triumphierend in den Himmel eingezogen, um bei seinem himmlischen Vater auch uns einen Ort zu bereiten, wohin auch wir Ihm nachfolgen können [sollen und müssen]. Seht, liebe Kinder, zu diesem ausgezeichneten Berufe hat euch der liebe Gott auserwählt.

Wir haben gestern Christi Himmelfahrt gefeiert, wir haben vielleicht mit wehmüthigen Herzen die Osterkerze auslöschten sehen, wir haben dem aufstehenden Heilande im Geiste und Gebete nachgegangen, aber wie seine Apostel, müssen auch wir noch zurückbleiben, um die Sendung des hl. Geistes zu erwarten: „Ihr müßt noch vieles in meinem Namen thun, hat er in den Aposteln auch zu uns gesagt, ihr müßt Opfer bringen für die leidende Menschheit, die ich erlöst und mit meinem hochheiligen Blute erkaufte habe.“ Wohl ist er in den Himmel aufgefahren, um von seinem Reiche Besitz zu ergreifen, wohl hat er uns hier auf Erden zurückgelassen, aber, meine lieben Kinder, nicht als Waisen, er hat uns mit den Aposteln gesegnet, auch uns seine ständige Gegenwart zugesagt, auch uns die große Aufgabe zugewiesen, indem er sprach: „Ite — r. Gehet, lehret r.“ Sehet, meine Lieben, zu diesem Berufe hat euch der göttliche Heiland am

Himmelfahrtsfeste auserwählt. Es war dies sein letzter Wille, bevor er von uns schied.

Vom gleichen Gedanken sind auch seine Nachfolger befeelt. Ihr wißt, was der sehnsüchtige Wunsch unseres jetzt regierenden hl. Vaters, Leo's XIII., ist. Es vergeht ja fast kein Tag, keine Stunde, keine Audienz, wo er dieses nicht andeutet, es erscheint keine Encyclica, kein Rundschreiben, ohne daß er an die Verheißung des göttlichen Erlösers erinnert, es solle unus grex et unus pastor eine Herde und ein Hirte werden. Er möchte heute schon ganz Afrika befehrt sehen, wenn es im unerforschlichen Rathschlusse Gottes läge.

Was aber für jetzt noch in den Plänen der göttlichen Vorsehung verborgen ruht, was der liebe Gott erst in der Zukunft ausgeführt wissen will, das zu vollbringen, seid ihr vor vielen Tausenden eures Alters und Standes auserwählt. O wie habe ich mich gefreut, als junger Priester die Stella matutina mitsegnen zu dürfen; es war das Schiff, welches die ersten Missionäre aus Oesterreich nach Centralafrika bringen sollte. Stella matutina hat es sich genannt zu Ehren der allerseeligsten Jungfrau und Himmelskönigin Maria, die ja auch gleichsam als Morgenstern der in Christo aufgehenden Sonne voranleuchtete. Und gewiß kommt es uns jetzt nicht zufällig, sondern als eine Fügung Gottes vor, wenn der neue Missionsdampfer nicht mehr Stella matutina sondern Redemptor, Erlöser, heißt. Ja, jetzt, wo das helle Licht unseres hl. Glaubens in Afrika zu leuchten beginnt, da tritt der Morgenstern mit seinem milden Schein demüthig zurück, um die aufgehende Sonne ihre erwärmenden, belebenden Strahlen ungehindert herabsenden zu lassen. Redemptor, Erlöser, ja er kommt, aber nicht wie er ehemals hier auf Erden in die Erscheinung getreten, sondern durch euch, und zwar jetzt schon, wie in der nächsten Zukunft.

Seid versichert, meine Lieben, daß die ganze katholische Kirche mit großer Erwartung und freudiger Hoffnung auf euch schaut; seid versichert, daß alle ihre Organe, alle ihre Hirten, der Papst, die Bischöfe und Priester, und das gesammte gläubige Volk für euch beten und bitten — aber auch beschwören mit väterlicher Liebe und eindringlicher Mahnung: Haltet fest an eurem Entschlusse, bleibet treu in eurem Berufe! Bewahret und beobachtet die Lehren und Gebete unserer hl. Kirche. Gebet jetzt schon das Beispiel eines guten katholischen Kindes, Jünglings und zukünftigen Missionärs. Verriet jetzt schon entbehren und Opfer bringen für den lieben

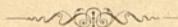
Gott und euren hl. Beruf. Ja, wenn ihr jetzt schon einen reinen Opfersinn heget und pfleget, wird euch der liebevolle Vater im Himmel gewiß segnen und hinieden schon einen wahren Frieden und reichliche Freuden erleben lassen; und wenn wir Alten längst heimgeholt sind ins Vaterhaus, wird es wenigstens unsern Nachfolgern vergönnt sein, Nachrichten aus Afrika zu erhalten von dem segensreichen Wirken der in Mühland herangebildeten Missionäre, und jedes Herz wird sich voll Dankbarkeit dem göttlichen Erlöser und seiner heiligsten Mutter zuwenden.

So stelle ich auch euch jetzt unter den besonderen Schutz der allerseeligsten Jungfrau Maria, der Maienkönigin; ich stelle ferner mit euch auch dieses Haus unter den väterlichen Schutz des hochwürdigsten Oberhirten dieser Diöcese. Möge es stets wachsen und blühen und immer mehr zur größeren Ehre Gottes wirken! Und indem ich euch nun zum Schlusse von ganzem Herzen bitte, im Gebete auch meiner eingedenk zu bleiben, gebe ich euch meinen bischöflichen Segen."

Nach dem bischöflichen Segen, welchen Se. Eminenz dem ganzen Missionsinstitute ertheilte, setzte sich der

Zug von der Kapelle nach dem sehr bescheidenen Festsaale in Bewegung, wo eine officiële kurze poetische und musikalische Begrüßung stattfand. Viele Duzende kleiner Augen haften an der lebenswürdigen Gestalt des großen Kardinals; denn viele von den kleinen zukünftigen Missionären konnten sich bis jetzt nicht vorstellen, wie denn ein Kardinal eigentlich aussehe. Aber auch Novizen, Scholastiker, trugen ihre Freude zur Schau, besonders die Wiener, welche ihren geliebten Oberhirten in ihrem trauten neuen Heime in Tirol begrüßten konnten. Nach den letzten Klängen des Herz Jesu-Bundesliedes wurden alle zum Kusse des Ringes zugelassen. Wie freute sich da der hohe Vater der Jugend, als die kleine Schaar der Missionszöglinge heranrückte, die ihn so treuherzig und zugleich neugierig anblickten! Wie verklärten sich seine Züge, wenn ein Wiener es war, der vor ihm kniete!

Nachdem der Ringkuss vorüber war, erhob sich Se. Eminenz und schickte sich an nach kurzer Besichtigung des einfachen Missionshauses dasselbe wiederum zu verlassen. Mit Schmerzen sahen wir unsern hohen Gönner scheiden, und ad multos annos war unser letzter Gruß und Herzenswunsch.



Sei uns gegrüßt! Erlauchter Kirchenfürst,
 Des hohen Namen eine ganze Welt
 Mit Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen nennt,
 Am festlich frohen Tage sei uns gegrüßt!
 Wie sehnte sich das jugendliche Herz,
 Als es die süße Ahnung, Dich zu schau'n,
 Gleichwie ein milder Maientraum umwoh!
 Wie hob sich doch die ungestüme Brust
 In heil'gem Drang, wenn uns der heut'ge Tag
 Mit seinem Glücke vor die Seele trat!
 Wie glühte nicht des Auges Feuerblick,
 Wenn es entzückt an Deinem Bilde hieng!
 Wie schwang sich doch, der Frühlingslerche gleich,
 Die tiefbewegte Seele jubelnd auf
 Zum Sternenzelt im feurigen Gebet
 Für Dich, der wie ein Vater ob uns wach!
 Mit süßer Wonne denken wir des Tags,
 Da uns zuerst die frohe Kunde ward!
 Wie nach des Winters banger Trauerzeit
 Der Thauwind flüsternd durch die Lande streicht
 Und hie und da im lieben Zwiesgespräch
 Dem ersten Tannenwald die Neuigkeit,
 Der Lenz sei da, geheimnisvoll erzählt.

Die Märe aber sich von Baum zu Baum
 Erst leis und lind, dann immer lauter pflanzt,
 Bis rings der Wald in wilder Freude rauscht,
 So eilte durch des Klosters stilles Heim
 Der seltenen Nachricht vielbegehrtes Wort,
 Als es vom Mund zu Munde erstmals flog:

„Für wahr, es kommt von Wien der Kardinal.“

Was man sich wünscht, das glaubt man immer gern,
 Ist eines alten Weisheitspruches Sinn,
 Und was das Herz in Haft und Fessel schlägt,
 Erhält vom Mund der Freiheit edles Gut!
 Schwelgt doch in Wonne auch die keusche Braut,
 Die Wald und Wild und Feld und Flur und Au,
 Das heiße Sehnen ihrer Brust enthüllt,
 Und Wind und Wolke, Licht und Luft bestürmt,
 Zu grüßen ihr vergöttlich Ideal.

Was Wunder also, wenn die ganze Welt
 Uns wonnetrunken zuzurufen schien:
 Die Herzen auf! — Der Kardinal von Wien!
 Und nun des Tages Freude noch erhöh'n,
 Erschallt dem Ohre noch ein and'rer Klang:
 „Von Brigen kommt der große Fürstbischof!“

So eint sich mit der Flöte süßen Laut
 Der weichen Harfe sanfter Silberton.
 So mischt sich mit des Zephrs lindem Hauch
 Des holden Maien reicher Blütenduft.
 Wenn nach der Jahre langer Wanderschaft
 Der Sohn aus fremden Landen heimwärts eilt,
 Wie malt er sich des Wiedersehens Glück!
 Jetzt tritt vor seinen Geist des Vaters Bild,
 Und trunken lauscht er seinem lieben Wort,
 Jetzt schwebt ihm auch die alte Mutter vor,
 Die übergücklich an das Herz ihn drückt!
 Wird er da fragen, wer ihn heißer liebt?

Wem er von beiden mehr wohl zugethan?
 Schlägt beiden nicht das gleiche Elternherz?
 Und glüht für beide nicht des Kindes Brust?
 So seid auch uns in gleichem Sinn begrüßt,
 Seid uns begrüßt, viel tausendmal begrüßt,
 Begrüßt mit Josefs treuem Kindeswort,
 Als er den alten Vater wieder sah
 Nach langem Sehnen im Aegypterland.
 „Sei mir begrüßt!“ — so rief er weinend aus —
 „Sei mir begrüßt, o Vater, sei begrüßt
 Und segne mich, und was mir Gott verleihe!“

Aus dem Marien-Verein für Afrika.

(Der Wiener Diöcesan-Ausschuß des Marienvereines für Afrika) hielt Montag, den 29. April, seine statutenmäßige Jahresversammlung. Vice-Präsident Anton Schöpfleuthner führte das Präsidium und machte Mittheilung über die Verhältnisse des Vereines im letzten Vereinsjahre. — Die Einnahmen des Gesamtvereines, der unter dem Protectorate sämtlicher Bischöfe des diesseitigen Oesterreichs steht, sind zurückgegangen. Während im Jahre 1899 im Ganzen 29 896 Kronen eingiengen, betragen die Einnahmen des Jahres 1900 nur 27.222 Kronen, und doch steigern sich die Bedürfnisse der Missionen, namentlich die von Centralafrika, wo ja die Söhne vom göttl. Herzen ein so ausgedehntes Gebiet der Wirksamkeit haben. — Sollen die Einnahmen des Vereines erhöht werden, so muß für denselben mehr Propaganda gemacht werden, besonders durch Errichtung von recht vielen Pfarrgruppen. In der Wiener Erzdiöcese sind gerade durch die Thätigkeit der Pfarrgruppen die Jahreseinnahmen um 2536 Kronen auf 7165 Kronen gestiegen.

Necht interessant war der Vortrag des hochw. Herrn Franz Xaver Tilleriu, Provincials der Trinitarier, welche im Vorjahre, aus Frankreich ausgewiesen, sich in Wien (Großhof) niedergelassen haben, sind in Wien eigentlich keine Fremdlinge. — Die hiesige Minoriten-Kirche in der Alserstraße ist ja eine ehemalige Trinitarierkirche — des Trinitarier Ordens, der im Laufe des Jahrhunderts an 900.000 Neger-Sklaven

befreit hat, will auch heute noch das Missionswerk in Afrika fördern. Hochw. Pfarrer Mathias Cisterer von St. Anton im X. Bezirk machte Mittheilungen über seine Wahrnehmungen in Afrika, wo er gelegentlich seiner Palästina-Pilgerfahrt weilte und das Wirken der Missionäre beobachtete.

Das Publicum schied von der Versammlung, erfüllt mit einer Begeisterung für den Marienverein und seine Zwecke. — Mögen doch überall, wo es nur irgendwie möglich ist, Pfarrgruppen gebildet werden. Es genügen für den Anfang 15 Mitglieder. Die Statuten sind zu bekommen vom Vicepräsidenten Herrn Anton Schöpfleuthner, Wien I., Stephansplatz 6, welcher auch bereitwillig mithilft zur Gründung der Pfarrgruppen.

Die Pfarrgruppe St. Rochus. Am 24. April d. Js. hielt die Pfarrgruppe St. Rochus auf der Landstraße des Marien-Vereins für Afrika wieder eine Versammlung ab, die dadurch ein besonderes festliches Gepräge erhielt, da der apostolische Missionär aus China, hochw. Herr Gattringer einen interessanten Vortrag hielt. Obwohl seine Berichte und Erlebnisse nicht von dem „schwarzen Erdtheile“ handelten, sondern von dem jetzt so viel genannten Ostasien, so waren seine interessanten Erzählungen über die abergläubischen und sinnlosen Religionsgebräuche der heidnischen Chinesen ganz geeignet zu zeigen, wie die sonst in der Cultur fortgeschrittenen

Menschen abirren und herabsinken, wenn sie den wahren Glauben nicht haben. In humorvoller Weise zeigte der hochw. Missionär, auf welche listige Weise dieses hinterlistige Volk auch seine Gottheiten betrüge und wie bei elementaren Ereignissen die unsinnigsten Dinge angewendet werden, um Hilfe von den vermeintlichen Göttern zu erlangen. P. Gattringer schilderte in anschaulicher Weise die Entstehung der chinesischen Fremdenverfolgungen, sein glückliches Entkommen und die bewunderungswürdige Glaubenstreue und Glaubensmuth von Tausenden von Christen, die im vorigen Jahre in China unter grausamen Qualen den Martyrertod erlitten. Wir sollen sie zu ihrer Siegespalme beglückwünschen und sie bitten auch uns gleichen Glaubensmuth zu ersehen.

Der verdienstvolle Leiter der Pfarrgruppe, hochwürdiger Herr Pfluger, welcher dem Missionär seinen Dank aussprach, ermunterte die Versammelten, auch ferner im Vereinsleben eifrig zu sein und dies auch greifbar zu zeigen und nicht nur die Neger in Afrika durch Gebet und Gaben zu unterstützen, sondern auch die chinesischen Missionen, wodurch die ersteren nicht zu kurz kommen werden. Er übergab hierauf als Resultat der Mitgliedsbeiträge der letzten Monate dem hochw. Vicepräsidenten des Wiener Diöcesanausschusses 300 Kronen für den Marienverein. Wie bei ersterer ein Kreuz vorangetragen werde zur Mahnung an die Kreuzesfolge, soll der Marienverein dazu beitragen, daß auch die Neger das Kreuz kennen lernen. Wie die Procession vorwärts schreite, sollen auch wir im guten Fortschritte machen, und der Marienverein sorgen, daß bei den Negern neue Schulen, neue Kirchen entstehen und neue Missionäre kommen und deshalb auch die Missionsanstalt in Mähland unterstützen. Bei der Procession werde ferner gebetet und gesungen, am Marcustage besonders um das Gedeihen der Feldfrüchte, so sollen auch die Mitglieder des Marienvereins beten für das Gedeihen der Missionen und daß die hochw. Missionäre den Muth nicht verlieren und ausharren in ihrem schweren Berufe. Die Processionen werden von Priestern geleitet, die Mitglieder desselben mögen immer den Priestern dankbar sein, durch welche ihnen sovielen Gnaden zufließen. Man möge endlich am Marcustage besonders den hl. Evangelisten Marcus um seine Fürbitte für Afrika ansehn, da er auch in diesem Welttheile das Evangelium gepredigt und dort den Martertod erlitten hat.

Die Zwischenpausen wurden durch sehr schöne Zithervorträge des Zitherlehrers Herrn Schmiedel und seiner Frau ausgefüllt.

Pfarrgruppe Favoriten Wien X. Die Filiale St. Johann Evangelist vom Marien-Verein für Afrika hielt am 11. März 1901 in J. Kappel's Rosenfälen X. Himbergerstraße 41, ihre II. ordentliche Generalversammlung ab, welche der Präsident der Pfarrgruppe von Favoriten, Se. Hochw. Herr Peter Sir, Cooperator bei St. Johann Evang. X. mit der Begrüßung der Mitglieder und Gönner des Vereins eröffnete, worauf er eine kurze Uebersicht über das abgelaufene Vereinsjahr 1900 gab. Der etwa tausend Personen fassende Saal war dicht besetzt mit Theilnehmern. Unter anderen haben durch ihre Anwesenheit die Versammlung ausgezeichnet Se. Gnaden hochw. Herr Canonicus Anton Schöpfleuthner, dann der hochw. Herr Pfarrer bei St. Anton X. Herr Mathias Eisterer, Schriftsteller und Redacteur des St. Norbertus-Blattes, die hochw. Herren Franz Honzik, Gottlieb Schlefinger und Franz Bozsek, Cooperatoren bei St. Johann Evang. X. Bez., Ihre Hochgeborenen Frau Baronin Constanze Billersdorf, ehrev. Oberin Schwester Adele Spieler sammt Mitgliedern des Apostolates der christlichen Töchter im X. Bezirk, Frau Caroline Capauch, Vorsteherin und Frau Marie Liehmann, Vice-Vorsteherin des christlichen Frauenbundes X. Bezirk, Frau Fanny Madascheksky, Vorsteherin des christlichen Frauenwohlthätigkeitsvereines im X. Bezirk, Frau Anna Brettnner, Vorsteherin der Frauengruppe des kathol. Schulvereines im X. Bezirk und Vertreter mehrerer Corporationen und Vereine (z. B. des christlichen Müttervereines im X. Bezirk rc.)

In seiner Ansprache erinnerte der Präsident des Marien-Vereines für Afrika, Pfarrgruppe Favoriten X. vorerst an die schwachen und unscheinbaren Anfänge der Pfarrgruppe, aus welcher sich der Verein entwickelt hat. Als er am 29. Juni 1899 (St. Peter und Paul) ins Leben trat, da bedurfte es eines beträchtlichen Zutrauens, um sich der Hoffnung hingeben zu können, daß daraus etwas Rechtes werden würde. Aber Mitglieder des Ausschusses sind nicht lässig gewesen, sondern haben ihre volle Schuldigkeit auch im Jahre 1900 gethan, um neue Freunde der Pfarrgruppe zuzuführen. Anfänglich hatte der junge Verein mit vielen Vorurtheilen, ja mit ausgesprochenen Gegnerschaften zu kämpfen. Da aber der bisherige Ausschuss fest und pünktlich im hiesigen Arbeiterbezirke auf seinem Posten stand und im Geiste des Vereinszweckes § 2 „die Förderung der katholischen Missionen und der Sklavenbefreiung in Afrika“ wirkte, erwarb er sich im wohlverdienten Maße die vollen Sympathien der edlen Menschenherzen. Ein lautes Zeugniß für die Wertschätzung der Pfarrgruppe ist, daß sie im abgelaufenen Jahre einen namhaften

Betrag von 160 fl. für das Missionswerk in Centralafrika gespendet hat. Diese Summe ist zum größten Theile aus den Händen der Minderbemittelten zusammengeslossen. Einige Wohlhabende haben auch größere Geldbeträge geliefert.

Ich wurde — fuhr der Präsident in seiner Rede fort — nicht selten von tiefer Rührung ergriffen, wenn Arbeiter, Arbeiterinnen und arme Dienstboten ihre ersparten Kreuzer mit vor Freude strahlenden Augen mir übergaben mit theilnahmsvollen Worten: „Für die unglücklichen Neger in Afrika“. Gott

in Centralafrika sprach. (Missionshaus des heil. Herzen Jesu in Mähland bei Brigen, Tirol.)

II. Am 2. October 1900, wo Se. Gnaden der hochw. Herr Dr. Carl Schnabl, k. u. k. Oberhofkaplan in Wien-Schönbrunn eine spannende Festrede über den dunklen Erdtheil Afrika hielt. Der hochw. Festredner zeigte mit klaren und überzeugungstreuen Worten an der Hand der Welt- und Kirchengeschichte das Wachstum der Kirche in Afrika in den laufenden Jahrhunderten. Schon der heilige Marcus gründete die Kirche in Alexandria. Der



Musicierende Beduinen.

möge ihnen diese rührende, opferwillige Liebe reichlich vergelten.

Im abgelaufenen Jahre (1900) wurden drei großartig besuchte Versammlungen abgehalten:

I. Am 11. März 1900, wo als erster Redner P. Carl Friedrich aus der Gesellschaft Jesu einen interessanten Vortrag über die Missionen am Zambezi in den portugiesischen Besitzungen hielt und als zweiter Redner Fr. Carl Klodt über die Missionsthätigkeit

heilige Mathias predigt in Aethiopien (südliches Aegypten). Aegypten zählte bald 100 Bisthümer. In Alexandria blühte eine Katechetenschule. Im Jahre 200 waren unter Bischof Agrippinus 70 afrikanische Bischöfe versammelt. Der hl. Simon, genannt der Eiferer, predigt in Aegypten und Nordafrika. Tertullian erwähnt Christen unter den Mauren und unter den wilden Setuen. Der hochw. Festredner hob besonders hervor die heilige

Jungfrau und Märtyrin Katharina von Alexandria, dann den Begründer des christlichen Einsiedlerlebens den hl. Paulus von Theben und den heiligen Antonius, den Einsiedler in Aegypten; ebenfalls den hl. Athanasius im Osten, den hl. Augustinus († 430), Bischof von Hippo im Westen Afrikas zc., dann die Verwüstung Afrikas durch die Vandalen, die Araber und Türken (der Islam) zc.

In Afrika machte die Kirche in diesem Jahrhundert (1800—1900) größere Fortschritte als in allen vorausgehenden zusammen:

- a) Im Norden nahm sich besonders Cardinal und Erzbischof Lavigerie von Carthago der von den Arabern verfolgten Neger an. Er ist der Apostel der Bewegung gegen den schmachlichsten Sklavenhandel geworden. Eine eigene Congregation der „weißen Väter der Wüste“ hat er gegründet.
- b) Im Sudan in Centralafrika wirkte segensreich Dr. Knobler († 1858). Einen großen Schlag erhielt die blühende Sudanmission durch den fanatischen Mahdi, der alles Christliche zertrümmerte. Der Missionär P. Ohrwalder, welcher 10 Jahre in dessen Gefangenschaft lebte, hat seine Erlebnisse in einem interessanten Buche niedergelegt. An den großen Seen im Herzen von Afrika sind Christengemeinden gegründet worden, welche nach einer schweren Zeit der Verfolgung gegenwärtig in schönster Blüte stehen. (Siehe die Zeitschrift „Stern der Neger.“ Missionshaus in Mühland, Brixen.)
- c) In Süd- und Ostafrika wirken die Trappisten, die Kapuziner zc. in erfreulicher Weise.

Darauf wurde von den Mitgliedern des Apostolates der „christlichen Töchter im X. Bezirke“ (Obmann: Canonicus Ant. Schöpflenthner) das fünfactige religiöse Schauspiel (=Drama): „Suëma, die kleine afrikanische Negerin“ von Marie Meienberg vortragen und in der Weise aufgeführt, daß dasselbe allein schon die großartig besuchte Versammlung wahrhaft entzückte. Infolge des vielseitigen Verlangens mußte dasselbe nochmals bei der III. Vereinsversammlung am 24. October 1900 aufgeführt werden.

Es sei hiermit noch besonders die Liebenswürdigkeit des hochw. P. Carl Petsche, Redemptoristenpeters aus Wien erwähnt, der die II. Festversammlung anlässlich der Feier des Gründungsfestes der Pfarrgruppe Favoriten in ausgezeichnete Weise

für das Apostolat der Negerbekehrung begeisterte und recht viele Anregungen zur Ausübung des Apostolates für Afrika gegeben hatte. Durch das Werk der Missionierung werden nicht bloß viele Heiden und Heidenkinder für den Himmel gerettet, sondern auch der christliche Geist und die christliche Liebe unter uns genährt und das lebendige praktische Christenthum herbeigeführt.

III. Am 24. October 1900 erschien bei der Versammlung P. J. Hiller, S. J., Missionär aus dem Zambesi in Afrika in Begleitung des Negerknaben Pedro Canisio (14 Jahre alt) und hielt einen sehr eingehenden Vortrag. Der hochwürdige Missionär sagte ungefähr: „Von allen Seiten wird jetzt an der Erschließung und Cultivierung Afrikas, dem sogenannten „schwarzen Erdtheile“ eifrig wie nie früher gearbeitet. Die Missionäre bringen unermüdet die größten Opfer, um unter den Negerstämmen das Reich Gottes auszubreiten. So dringt das Kreuz in Afrika, das Jahrtausende unbekannt blieb, Schritt für Schritt vorwärts. Das Missionswerk nimmt, von traurigen Katastrophen einiger Districte abgesehen, in Afrika (Ost- und Westafrika) guten Fortgang. Leider ist aber die Lage der Missionäre dort keine erfreuliche. „Wenn ihr“, sagte der Redner, „um die Art und Weise der Glaubensverbreitung fraget, so kann ich euch berichten, daß dieselbe von der apostolischen der ersten Jahrhunderte nicht wesentlich verschieden ist. Der Missionär läßt sich unter den zu Bekehrenden nieder, nimmt ihre Lebensgewohnheiten und Gebräuche an, soweit diese ohne Sünde geschehen können, verkündet das Evangelium und sucht besonders die Kinder zu gewinnen. Findet er verschlossene Herzen, so schüttelt er den Staub von den Füßen und zieht weiter; trifft er für das Wort Gottes einen fruchtbaren Boden, so entsteht bald eine Schule und ein Kirchlein, um welches sich als Kern eine junge Christengemeinde ansetzt. Damit das ausgestreute evangelische Samenkorn nicht wieder verkümmere, besucht der Missionär, dessen Bleiben an einem Orte häufig nicht möglich ist, öfters die gegründeten Stationen und läßt wenigstens einen sogenannten „Katechisten“ zurück, der den christlichen Unterricht fortführt. In größeren Christengemeinden tritt dann im Verlaufe der Zeit eine ständige Seelsorge ins Leben, wie sie in unseren Gegenden besteht. Unglaublich groß sind die Mühen und Gefahren, denen die Sendboten des Glaubens in der Ausübung ihres Berufes ausgesetzt sind. Im heißen Afrika rafft den Missionär das mörderische Klima hinweg und

die heiße Fieberluft. Ihr könnet euch wohl vorstellen, sagte der Missionär, daß ein solches großartiges, weitverzweigtes Unternehmen, wie die Ausbreitung des christlichen Glaubens in den Heidenländern, nicht ohne namhafte Opfer geschehen könne. Die Reisen der Missionäre, das Leben unter den Heiden, die häufig selbst dürstig sind, das Loskaufen von Sklaven, die Gründung und Erhaltung von Kirchen, Schulen, Waisen- und Krankenhäusern, erfordern namhafte Mittel. Die Beschaffung derselben haben sich seit geraumer Zeit Verbindungen werthätiger christlicher Liebe zur Hauptaufgabe gemacht. Ich führe einige derselben an z. B.: der Marien-Verein für Afrika, die St. Petrus Claver-Sodalität unter der Leitung der Gräfin Ledóchowska u. Die Mitglieder dieser Verbindungen, aber auch so manche andere glaubenseifrige Seelen sind es, welche mit ihren ordentlichen Jahresbeiträgen (monatlich 10 Heller, jährlich 1 Kr. 20 Hll.) und außerordentlichen Gaben es ermöglichen, daß die Missionäre nachkommen können dem Auftrage des Heilandes, hinzugehen in die ganze Welt, allen Völkern zu predigen das

Evangelium und sie zu taufen im Namen des dreieinigen Gottes."

Und so entwarf uns P. Hiller, S. J., mit wenigen Umrissen einige grelle Bilder von der schmählichen Lage der Neger in Afrika und zeigte, wie das Christenthum die Menschheit emporgehoben hat aus dem tiefen Abgrunde des Heidenthums und dieselbe gerettet hat durch ihre rastlose Thätigkeit auf dem Gebiete der Cultur, Christianisierung und des Fortschrittes.

Canonicus Ant. Schöpfleuthner hielt darauf eine kurze Ansprache, wo er in zündenden Ausführungen eine Parallele zog zwischen der Kirchennoth in Afrika und der des X. Bezirkes und dann auf den Zweck dieser Versammlung hinwies, daß das Reinerträgnis des Abends theilweise dem Marien-Verein für Afrika, theilweise dem St. Philomena-Kirchenbau-Verein im X. Bezirke zugewendet werde — welche Rede mit hellem Jubel von der großartig besuchten Versammlung aufgenommen wurde.

(Schluß folgt.)

